Sonntag, den 8. März 1925.

Lodzer Volkszeitung

Einzelnummer: 25 Groschen.

Nr. 29.

Erscheint 3mal wöchentlich: Dienstags, Donnerstags und Sonnabends, mit dem Datum des darauffolgenden Tages. Anzeigenpreis: die 7gesp. Millimeterzeile 10 Gr., im Text 40 Gr. Stellen-Gesuche 50%, -Angebote 25% Rabatt. Ausland 50% Zuschlag.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Lodz, Zamenhofa 17, III-16
Sprechstunden des Schriftleiters täglich 5–6 Uhr.
Telephon des Schriftleiters: 28-45.

Der Abonnementspreis für den Monat März beträgt Zloty 2,40, wöchentlich 60 Groschen, zahlbar beim Empfang der Sonntagsnummern. — Für das Ausland 25 Prozent Zuschlag. — Für Amerika einen Dollar monatlich.

3. Jahrg.

Französische Sicherheitssorgen.

Die Frage der Sicherheit wird in Frankreich lebhaft diskutiert. Im Lager der Linken macht sich eine starke Nervosität bemerkbar, seitdem feststeht, daß Großbritannien das Genfer Protokoll nicht ratifizieren wird. Die Eindrücke, die der französische Völkerbundsdelegierte, der sozialistische Abgeordnete Paul Boncour, von der jüngsten Sitzung der Kommission für private Waffenfabrikation aus Genf mitbrachte, hat diese Nervosität noch gesteigert. Man darf damit rechnen, daß die Sicherheitsfrage in den nächsten Wochen im Vordergrund des allgemeinen Interesses steht.

Eines der Hauptargumente der Führer des Nationalen Blocks, die im Namen der republikanischen Liga, Millerands und Maginots, und der Katholischen Liga des Generals de Berthelot eine äußerst rege Tätigkeit im ganzen Lande veranstalteten, besteht in der immer wiederkehrenden Behauptung, daß die auswärtige Politik Herriots und besonders seine Taktik des Vertrauens Deutschland gegenüber völlig Schiffbruch erlitten haben. Keiner der drei ehemaligen Minister des Nationalen Blocks, die am letzten Sonntag ihre reaktionäre chauvinistische Beredsamkeit durchs Land trugen, hat es z. B. unterlassen, die Anklage gegen Herriot zu schleudern, daß er Frankreichs Sicherheit dadurch kompromittiert habe, als er in London das Versprechen gab, das Ruhrgebiet spätestens im August zu räumen, ohne zu wissen, wieweit die Entwaffnung Deutschlands gediehen sei. Nun hat sich die Linke, die am 11. Mai siegte, auf den Standpunkt gestellt, daß die Ruhrräumung nicht mit der Entwaffnungsfrage in Zusammenhang gebracht werden darf.

Die Linke ist nach wie vor der Ansicht, daß die völlige Räumung des Ruhrgebiets spätestens innerhalb der in London festgesetzten Fristen zu erfolgen hat, und so stark auch die Vergiftung der politischen Atmosphäre sein mag, die durch den Eintritt monarchistischer Elemente in die deutsche Reichsregierung und durch die preußische Dauerkrise hervorgerufen worden ist, die Regierung Herriot ist entschlossen, das gegebene Wort zu halten, allem nationalistischen Drängen zum Trotz, das in dem Bericht der interalliierten Militärkontrollkommission die nötige Begründung gefunden zu haben glaubt.

Stärker, als man allgemein annimmt, ist die Position der Rechten in der Kölner Frage. Gab es vor zwei Monaten, als es galt, die Entscheidung über die Räumung der Kölner Zone hinauszuschieben, auf der Linken noch zahlreiche, die offen ihrem Mißmut darüber Ausdruck verliehen, so hat sich in den letzten Wochen in dieser Beziehung, wenn nicht ein wirklicher Umschwung, so doch mindestens eine Art von Erstarrung vollzogen, die auf die Entwicklung der innerpolitischen Verhältnisse und auf die Unsicherheit zurückzuführen ist, in der Frankreich von England gelassen wird, soweit die Möglichkeit eines Sicherheitspakts als eventuellem Ersatz für das Genfer Protokoll in Frage kommt. Die Frage, ob Deutschland an einer Besprechung über Entwaffnung und Sicherheit teilnehmen soll, stößt im Lager der Linken auf die verschiedensten Meinungen. Von der Einhelligkeit, mit der die Linke im Sommer die Zulassung Deutschlands auf ganz gleichem Fuß zu den Londoner Verhandlungen forderte, ist gegenwärtig keine Rede. So tief bedauerlich das vom Standpunkt der gegenseitigen Annäherung ist, so falsch wäre es, das verheimlichen zu wollen oder die Augen davor zu verschließen. Viele Politiker scheinen heute davon überzeugt zu sein, daß an den Gerüchten über geheime Rüstungsvorbereitungen Deutschlands mehr Wahres sei als man bisher annahm. „Wir glauben nicht," erklärte dieser Tage einer der sozialistischen Abgeordneten des Nordens, „daß die Massen des deutschen Volkes selbst sich ganz im klaren sind über die Tragweite dessen, was in dieser Hinsicht in ihrem eigenen Lande vorgeht, und deshalb gibt es bei uns Leute, wie unsere Nationalisten, die von einem deutschen Doppelspiel, von einem durch Deutschland bedrohten Europa sprechen: wir zittern vor dem Zeitpunkt, wenn diejenigen Elemente, die bereits hinter dem Rücken der Reichsregierung und sicherlich ohne Wissen der großen Volksmassen einen Revanchekrieg vorbereiten, sich eines Tages völlig in den Besitz der Regierung setzen, die sie zum Teil schon beherrschen."

Weder Herriot, noch die anderen Führer der Mehrheitsparteien haben die Hoffnung aufgegeben, daß es gelingen wird, vielleicht durch direkte Verständigung mit Deutschland die nötigen Friedenssicherheiten zu schaffen, die eine systematische Verwirklichung der Abrüstung auch in Frankreich ermöglichen. Aber wie ein schwarzer Trauerflor liegt einstweilen die monarchistische Restaurationsgefahr in Deutschland über dieser Hoffnung, zur unverhohlenen Freude der französischen Rechten.

T. R.

Hebt ihn auf den Schild.

Der deutsche „Kronprinz" Präsidentschaftskandidat. — Die Volkspartei und die Kommunisten stellen eigene Kandidaten auf.

Kaum ist Reichspräsident Ebert verschieden und schon wütet der Kampf um seinen Nachfolger. Die Nationalisten haben zu Lebzeiten Eberts sich darauf beschränkt, gegen ihn zu hetzen. Heute, wo er tot ist, da kommen sie auch schon mit Kandidaten, die das deutsche Volk „würdiger" als Ebert vertreten würden.

Monatelang hat die deutschnationale Presse geschrien, an die Spitze des Reiches gehöre ein nationaler Mann. Was sie darunter versteht, ist kein Geheimnis. Man darf deshalb neugierig sein, wie dieser „nationale" Mann aussieht. Jetzt scheint sich eine überraschende Lösung vorzubereiten. In der deutschnationalen Provinzpresse wird zum erstenmal ein Name für den deutschnationalen Kandidaten genannt. Die „Jenaische Zeitung" bringt an erster Stelle in auffallendem Druck folgenden Aufruf:

„Kronprinz Wilhelm von Preußen Reichspräsident? Warum nicht? Gesetzlich steht dieser Wahl nichts im Wege, außenpolitisch nach dem Versailler Vertrage auch nichts, und persönlich spricht vieles dafür: 1. die Autorität seiner Persönlichkeit durch Geburt und Tradition, 2. politisch überparteilich, 3. Charakterreife durch ernste Lebensauffassung, 4. bewährte politische Begabung und konservativ-liberale Gesinnung, 5. Bewährung und Ansehen als militärischer Führer, 6. Offenherzigkeit, Freimütigkeit und Leichtlebigkeit (!), 7. populär und beliebt im ganzen Volke, 8. protestantischer Glaube, Familiensinn und sittliche Lebensführung (Wer lacht da?), 9. Interesse und Verständnis für die geistige und körperliche Ertüchtigung des Volkes im neuzeitlichen Sinne, 10. Repräsentationsfähigkeit. Alles dieses gibt ihm die Anwartschaft auf die erste Stelle im Reiche. Wer hebt ihn auf den Schild?"

Die „Jenaische Zeitung" ist ein offizielles Organ der Deutschnationalen. Es ist nicht anzunehmen, daß ein derartiges Blatt, das sich seiner Stellung und der Tragweite der Kandidatennominierung bewußt sein muß, diesen Aufruf ohne Fühlung mit der Partei und der daran interessierten Persönlichkeit bringt. Erklärt sich die Deutschnationale Partei nachträglich mit dem Vorschlag nicht einverstanden, so bedeutet das eine nicht wieder gutzumachende Diskreditierung des „Kronprinzen". Versagt sich der „Kronprinz", so ist das eine Ohrfeige für die Deutschnationalen, die um so empfindlicher wäre, als sie beim ersten Versuch, einen deutschnationalen Präsidentschaftsprätendenten zu finden, erteilt würde. Man hat deshalb allen Grund, den Vorschlag der „Jenaischen Zeitung" ernst zu nehmen.

Also „Kronprinz" Wilhelm als deutschnationaler Kandidat! Den deutschen Republikanern kann das nur recht sein. Das heißt Kampf mit offenem Visier. Der famose „Kronprinz", den nur die Sehnsucht nach Heimat und Familie nach Deutschland trieb und der feierlich schwor, sich der Politik fern zu halten, wird sehen, was er hinter sich hat, und er wird an der einen Blamage genug haben.

Also: hebt ihn auf den Schild, warum nicht!

Auch die Deutsche Volkspartei beabsichtigt einen eigenen Kandidaten aufzustellen. Es wird der frühere Vizekanzler Jarres genannt. Die Kommunisten haben natürlich auch einen eigenen Kandidaten aufgestellt. Es ist dies der kommunistische Reichstagsabgeordnete Thälmann. Die republikanischen Parteien sind übereingekommen, einen gemeinsamen Kandidaten aufzustellen, um auf diese Weise zu verhindern, daß mit Ebert gleichzeitig auch die deutsche Republik begraben wird.

Der deutsche Garantievorschlag.

Die polnische Presse spricht von einer vierten Teilung Polens.

Die „Times" veröffentlichen den Wortlaut des deutschen Vorschlages, soweit er von dem deutschen Botschafter schriftlich überreicht wurde. Deutschland anerkennt darin die große Bedeutung der Aufrechterhaltung des status quo im Rheinland für Frankreich, Belgien und England. Aber keine Rheinregelung könnte gesichert erscheinen, wenn Deutschland davon ausgeschlossen ist. Als Beweis seines aufrichtigen Wunsches für den Dauerfrieden wäre die deutsche Regierung daher bereit, die Möglichkeit eines Garantiepaktes, einschließlich der Rheinfrage, zu diskutieren, wozu alle interessierten

Mächte eingeladen werden sollten. Als Ergänzungen zu einem solchen Pakt würden Verträge geschlossen, nach welchen alle Zwistigkeiten zwischen Deutschland und Polen und der Tschechoslowakei einer Arbitrage unterworfen würden. Hierzu gaben die Botschafter mündliche Erläuterungen ab, dahingehend, die Absicht der deutschen Regierung sei, das Versprechen abzugeben, daß Deutschland unter keinerlei Vorwande zu einer militärischen Aktion Zuflucht nehmen würde, um irgend welche Grenzänderungen zu erzielen. Die deutsche Regierung würde trachten, dies durch direkte Verhandlungen mit Polen zu erreichen. Falls diese direkten Verhandlungen fehlschlagen sollten, so würde Deutschland durch Wahrnehmung der im Völkerbundstatut vorgesehenen Gelegenheiten dieses Ziel zu erreichen suchen.

Die Vorgeschichte dieses Garantiepaktes sei folgende: Zuerst habe Deutschland den Vorschlag nur der englischen Regierung unterbreitet. Chamberlain habe dem deutschen Botschafter in London bereits damals zu verstehen gegeben, daß Deutschland gut daran tun würde, seine Anregungen auch zur Kenntnis der anderen alliierten Kabinette zu bringen, was damals jedoch nicht geschehen sei. Am 30. Januar habe im Gegenteil Herr Sthamer im Foreign Office mitgeteilt, daß die deutsche Regierung nach der Rede Herriots ihr Angebot zurückzuziehen gedenke. Chamberlain habe dies zu verhindern verstanden, indem er den französischen Botschafter in London zu den Diskussionen heranzog. Darauf habe sich die deutsche Regierung entschlossen, auch in Paris entsprechende Schritte zu unternehmen. Die ersten Sondierungen seien am 9. Februar in einer Unterredung zwischen Herrn v. Hösch und Herriot erfolgt, 14 Tage später habe die deutsche Regierung dann in einem gleichzeitig in London, Paris, Brüssel und Rom überreichten Memorandum ihren Standpunkt schriftlich niedergelegt. Italien soll anheimgestellt werden, dem Vertrag beizutreten.

Aus dieser Vorgeschichte ist ersichtlich, daß die englische Regierung nicht abgeneigt ist, auf den deutschen Vorschlag näher einzugehen. Bemerkenswert ist eine Information des diplomatischen Berichterstatter des „Daily Telegraph". Danach ist die Mehrheit des Kabinetts für die Lösung der Sicherheitsfrage durch ein wechselseitiges Verhältnis zwischen Großbritannien, Frankreich und Belgien und einem wechselseitigen Pakt Großbritanniens, Frankreichs und Belgiens mit Deutschland, in welchen auch Italien aufgenommen würde. Für die Garantierung der Ostgrenzen Deutschlands besteht, wie die Meldungen verschiedener Blätter besagen, in Regierungskreisen keine Stimmung.

Die französische Presse sieht in dem deutschen Angebot lediglich einen Beweis für die deutsche Absicht, die Westmächte zu beruhigen, um dafür um so ungestörter die Rückgewinnung Oberschlesiens und des Korridors betreiben zu können. Die Pariser Presse fordert daher die Regierung auf, den deutschen Vorschlag abzulehnen.

Die polnische Presse bespricht mit großer Besorgnis den deutschen Vorschlag. Man ist in großer Mißstimmung über England. Auch kennt man noch nicht die Haltung Herriots und fürchtet, daß Chamberlain bei der Zusammenkunft mit Herriot diesen beeinflussen könnte.

Großes Aufsehen hat ein Artikel der „Gazeta Warszawska" hervorgerufen. Dieses nationaldemokratische Blatt spricht davon, daß der deutsche Garantievorschlag die vierte Teilung Polens bezwecke. Dies Blatt schreibt: „Die Situation für uns ist klar. Sollten die Westmächte den deutschen Vorschlag annehmen, so wäre die Teilung Polens auf der Tagesordnung. Die Entscheidung liegt bei Frankreich. Auf Frankreich sind daher auch die Augen des polnischen Volkes gerichtet. Das Einverständnis Frankreichs mit dem deutschen Vorschlag würde gleichbedeutend mit dem Zerreißen aller Verträge sein, die heute Frankreich mit Polen verbünden."

Der Artikel schließt: „Die Würfel sind gefallen. Die Angelegenheit der Teilung Polens steht auf der Tagesordnung. Von Polen aus muß ein energischer Protest erfolgen.

Möge die Regierung, der Sejm und das Volk seine Pflicht erfüllen. Möge die Oeffentlichkeit sowie die Regierungen aller Länder erfahren, daß für uns jeder Anschlag auf polnisches Gebiet — Krieg bedeutet!"

In der Sejmkommission für Militärangelegenheiten gab es eine ziemlich erregte Sitzung. Die Abgeordneten Sadzewicz und Zaluska forderten die Regierung auf, alle Vorbereitungen für den Fall eines Krieges zu treffen. In diesem Sinne sprach sich auch der Jude Rosmarin aus. Ein diesbezüglicher Antrag wurde angenommen.

Die Bestrebungen Deutschlands, die Grenzen mit Polen einer Revision zu unterziehen sowie die wohlwollende Haltung der englischen Regierung muß Besorgnis in der polnischen Oeffentlichkeit hervorrufen. Darüber kann es keine zwei Meinungen geben. Doch ist es verfehlt und geradezu lächerlich die Kriegstrompete zu blasen.

Der Artikel der „Gazeta Warszawska", die die Meinung eines Teils des Volkes vertritt, der in den Sejm 100 Abgeordnete entsandte, ist dazu angetan, die Beunruhigung unter der Bevölkerung nur noch zu vergrößern. Dies ist unverantwortlich. Ebenso unverständlich ist der Antrag der Sejmkommission, der Kriegsvorbereitungen fordert.

Statt zu versuchen, auf diplomatischem Wege die deutschen Pläne zu durchkreuzen, rüstet man zu einem Kriege — bewußt oder unbewußt, das wollen wir nicht untersuchen. Bei dieser Draufgängerpolitik sollte man auch die Folgen berücksichtigen, die für Polen und die Welt durch ein kriegerisches Abenteuer entstehen könnten.

Grabski sagt, die Teilungsgerüchte sind Berliner Enten.

In der gestrigen Sejmsitzung ergriff Grabski das Wort, um die Gerüchte von einer neuen Teilung Polens aus der Welt zu schaffen. Er wurde dazu durch Interpellationen der verschiedenen Klubs veranlaßt die eine klare Stellungnahme der Regierung zu dem deutschen Garantievorschlag forderten. Die Interpellation war sogar von den Juden und der P.P.S. unterschrieben. Die Rede des Ministerpräsidenten wurde des öfteren durch Beifall unterbrochen. Grabski stellte fest, daß alle Nachrichten über eine Teilung Polens „alarmierende Enten" sind, die in Berlin fabriziert werden. Grabski führte weiter aus, daß jeder Versuch, die Grenzen Polens einer Revision zu unterziehen, auf schärfsten Widerstand der Regierung und der Gesellschaft stoßen würde.

Rücksichtslose Opposition der „Wyzwolenie".

Gestern beendete die „Wyzwolenie" die Debatten über die Lage. Angenommen wurde eine Entschließung, in der gesagt ist, daß die gegenwärtige Regierung den Bedürfnissen der Bauernschaft kein Interesse entgegenbringt, vornehmlich aber die Interessen der Demokratischen Bauernmassen außer Acht läßt und in reaktionärem Geiste handelt. Es genügt, auf den Osten, auf das Konkordat, auf die Außenpolitik und auf die Politik des Kultusministeriums hinzuweisen. Deswegen beschließt der Klub, seine Taktik der Regierung gegenüber zu verschärfen, ohne Rücksicht darauf, in welche Lage die Regierung geraten würde. Da der gegenwärtige Sejm keine starke Regierung bilden kann, fordert der Klub Auflösung des Sejm und Durchführung von Neuwahlen auf Grund der gegenwärtigen Wahlordnung.

Diese Entschließung, die die bedingungslose Opposition gegenüber der Grabskiregierung bedeutet, beweist, daß die „Wyzwolenie" heute einen sicheren Stand in der Bauernschaft hat.

Pan-Europa.

Sejmmarschall Rataj interessiert sich dafür.

Am Mittwoch empfing Sejmmarschall Rataj den Grafen R. Coudenhoven-Kolergi, den bekannten Autor des Werkes „Paneuropa". In einem über eine Stunde währenden Gespräch machte Herr Kolergi den Marschall mit dem Gedanken der Schaffung der „Vereinigten Staaten von Europa" bekannt, den er in seinen Werken und Vorlesungen in allen Ländern propagiert.

Was der Sejmmarschall hierzu geäußert hat und ob er für die „Vereinigten Staaten von Europa" eintreten wird, ist nicht zu ermitteln.

Wieviel gibt die Amerikaanleihe?

Die ersten Nachrichten über die Anleihe besagten, daß der Emissionskurs 86 auf 100 beträgt, also daß wir 86 für 100 Dollar erhalten. Spätere Nachrichten sprachen von 95 gegen 100.

Gegenwärtig hat Professor Krzyżanowski ausgerechnet, daß wir 81 zu 100 erhalten, also anstatt 50 Millionen Dollar nur 43 und daß der Prozentsatz 11 ausmacht. Dabei haben wir 52½ Millionen zurückzuzahlen. Die gesamte Anleihe äußert sich also in der Summe von 220 Millionen Zloty.

Die Amerikaner haben also ein sehr gutes Geschäft gemacht.

Millionen neigen das Haupt.

Die deutsche Republik ehrt Ebert.

Die Trauerfeier am Mittwoch nachmittag gestaltete sich zu einer unvergleichlichen Manifestation für die deutsche Republik. Derartige Menschenmassen, wie sie sich auf dem ganzen Wege des Trauerzuges, insbesondere auf dem ungeheuren Königsplatz und in allen an ihn angrenzenden Straßen und Alleen stundenlang im stärksten Gedränge zusammenhäuften, hat man in Berlin noch nie beisammen gesehen. Die Beteiligung überstieg selbst die ungeheure Demonstration nach der Ermordung Rathenaus.

Im Reichstagsgebäude hatten sich von frühem Nachmittag die Mitglieder des Reichstages, des Landtages, der ausländischen Delegationen versammelt. Als sich der Trauerzug dem Reichstagsgebäude näherte, da entblößten Hunderttausend das Haupt. Die vielen Fahnen senkten sich. Reichspräsident Löbe trat an die Rampe des Reichstags gebäudes, um den Toten als Führer des Volkes zu ehren.

Dann erklang „Ich hatt' einen Kameraden". Dann zogen die schwarzgeschmückten Pferde wieder an, der Sarg und hinter ihm die Familie, der Reichstag und die Reichsregierung, die Blumenwagen, die Vertreter aus den anderen Ländern und all die vielen Gäste dieser Volkstrauerfeier zogen vom Königsplatz, auf dem die umflorten Laternen brannten, zum Potsdamer Platz. Ueber der ungeheuren Menge aber, die zunächst zurückbleiben mußte, um sich später anzuschließen, wehten nun wieder hoch im Frühlingswind zukunftsfroh und kampfkündend, die Fahnen der Partei Eberts, der Sozialdemokratie.

Nur langsam kann sich der Zug vorwärts bewegen. Im Gleichschritt geht es bis zum Kemperplatz. Hier wird in die Bellevuestraße, die schwarz von Menschen ist, und deren Dächer geradezu beängstigend belagert sind, eingebogen. Stockungen treten ein, mühsam bahnt sich der Zug den Weg, um am Potsdamer Bahnhof am Sarge Eberts vorbei zu defilieren. Zur gleichen Zeit nahm ein großer Teil der Parteigenossen den Weg durch die Budapester Straße über den Potsdamer Platz und am Bahnhof vorbei. Aber nur wenige erblickten noch den Sarg, der inzwischen schon verladen worden war, da die festgesetzte Abfahrtszeit des Sonderzuges gekommen war. Erst gegen 8 Uhr abends war der Hauptvorbeimarsch beendet.

Um 6 Uhr 35 Min. pfiffen die Lokomotiven gellend — die Hunderttausende draußen halten den Atem an — Fritz Ebert fährt in seine Heimat, um nie wiederzukehren.

In Heidelberg fand die Beisetzung unter großen Ehren und unter Teilnahme der ganzen Bevölkerung von Heidelberg statt. Zahlreiche Sonderzüge brachten auswärtige Gäste nach Heidelberg, die alle an der Bestattungsfeier teilnahmen.

Trauerfeier der sozialdemokratischen Partei.

Die sozialdemokratische Partei hielt an drei Stellen Trauerfeiern für Ebert ab. Fast alle ausländischen Delegierten ehrten den großen Toten. Im Namen Polens sprach Abg. Diamand von der P.P.S.:

„In Polen, sagte er, heißt der verstorbene Reichspräsident „unser" Ebert, wenn von ihm gesprochen wird. Irrtümlich trennt man seine letzte Lebensperiode von früheren Zeiten. Ist Deutschland sich seiner Bedeutung überhaupt bewußt? Das Ausland ist es. Der einfache Sattlergeselle, von Menschenliebe durchdrungen, hatte die Schäden der Gesellschaft erkannt und sie zu bessern gesucht. Die Könige der Welt huldigen heute dem Toten, eine Tatsache, die einzig dasteht in der Geschichte. Schlicht, einfach und bieder war Ebert auch als Präsident. Mit den edelsten Waffen der Menschheit hat er gekämpft. Nicht mit Blut hat er Deutschland gerettet, nicht mit Menschenmord, sondern durch Heranziehung aller Kräfte hat er es wieder aufgebaut. Im Sinne Eberts reicht die polnische Sozialdemokratie heute der deutschen die Bruderhand. Nicht weinen und klagen wollen wir, sondern kämpfen, die schmerzliche Lücke ausfüllen."

Die Unfälle.

Auf dem Potsdamer Platz kam es zu erregten Szenen.

Mehr als dreihundert Personen wurden an dieser Stelle ohnmächtig. Etwa siebzig Personen mußten in Krankenwagen und auf Tragbahren fortgeschafft werden. Mehrere im Gedränge zu Fall gekommene Personen wurden teils durch die umgebenden Leute, teils durch die Pferde der Polizei niedergetreten.

In der Umgebung des Reichstages waren in den dichtgedrängten Menschenmassen die Unfälle besonders zahlreich. Die Sanitätskolonnen mußten an dieser Stelle in mehr als vierhundert Fällen eingreifen. Es handelt sich in der Hauptsache um Knochenbrüche, Verstauchungen und Ohnmachtsanfälle. Deshalb wurden bei den Unfallstationen mehr als tausend Personen eingeliefert. Eine Frau, die sich in gesegneten Umständen befand, wurde zu Boden geworfen und durch Fußtritte so schwer verletzt, daß sie starb. Vier andre Frauen, die sich ebenfalls in gesegneten Umständen befanden, erlitten Ohnmachtsanfälle und mußten vorzeitig entbunden werden.

Lokales.

Die Ssowjets kaufen Lodzer Waren.

In Lodz weilte dieser Tage Herr Nachmanson, der Bevollmächtigte des ssowjetrussischen „Wniesztorg". Der Herr interessierte sich hier für den Einkauf von Waren, wobei ihn nur Weißwaren und Baumwollanzugwaren interessierten. Für Wollwaren hatte er keinen Bedarf. In Unterhandlungen stand Herr N. mit der Widzewer Manufaktur, mit Scheibler und Grohmann, mit Eitingon, Czenstochovienne, Silberstein, Freidenberg und Hoffrichter. Dem Vertreter der Ssowjets geht es um eine schnelle Lieferung innerhalb von 12 Tagen. Anfänglich verhielten sich die Firmen zu den Angeboten skeptisch. Doch brach das Eis des Mißtrauens, als ein Teil der Fabriken sich sagte, daß es endlich Zeit sei, mit den Ssowjets den Handel zu versuchen. Nach den ersten Verhandlungen begab sich Herr Nachmanson nach Warschau, von wo er in den nächsten Tagen mit Bestellungen und Kontrakten zurückkehren soll.

Abgeschlossen wurde in der Widzewer Manufaktur der Kauf eines Postens von 400 000 Metern Weißwaren. Der Kaufpreis beträgt gegen 100 000 Dollar. Die Zahlungsbedingungen sind: 1) Ein Viertel in Dollar bar, 2) 50 Prozent durch Garantie der Lloyd-Bank und der Berliner Deutschen Bank, wobei die Ssowjets sich vorbehalten, bar zu bezahlen bei 2 Prozent Skonto, 3) die übrigen 25 Prozent werden in Wechseln bei einem Giro der Moskauer oder Londoner Bank gedeckt. 75 Prozent des Verkaufswertes unterliegen also keinem Risiko. Der Wert der ersten Bestellungen beträgt 300 bis 350 000 Dollar.

Zu den Vorfällen bei Scheibler und Grohmann. Am Donnerstag fand auf dem Fabrikterritorium eine große Versammlung statt, in der festgestellt wurde, daß die Taktik der Leitung der Werke dahin geht, diejenigen Arbeiter loszuwerden, die schon seit 30 und 40 Jahren in der Fabrik arbeiten. Festgestellt wurde auch, daß Vizepräsident Groszkowski (Chadek) und der Pabianicer Bürgermeister Jankowski (N. P. R.) im Arbeitslosenkomitee verhindert haben, daß den Scheiblerschen Arbeitern staatliche Unterstützungen gewährt werden. Zum Schluß wurde eine Kommission gewählt, die sich zum Wojewoden Darowski begibt, um von diesem eine energische Intervention zu fordern.

Der Lohnstreik der Apotheker in der Krankenkasse ist dadurch beigelegt worden, daß die Apotheker das Angebot der Verwaltung der Kasse angenommen haben.

Die monatlichen Unterstützungen an die Arbeitslosen betragen die Summe von 1 299 200 Gulden. In Lodz haben 200 Unternehmen 187 800 Arbeiter gegen Arbeitslosigkeit versichert. Der Monatsbeitrag erreicht die Summe von 147 800 Gulden.

Ein Klassenverband der Aerzte. In der Bezirkskommission der Arbeiterverbände fand eine Sitzung klassenbewußter Lodzer Aerzte statt, die über die Gründung eines Klassenfachverbandes berieten. Beschlossen wurde, die Gründung solange zurückzustellen, bis der Aerztestreik in der Lodzer Krankenkasse beigelegt sein wird.

Glückliche Lodzer. Die Nummer 10 551 der polnischen Klassenlotterie gewann die Summe von 75 000 Zloty. Das Los befand sich im Besitz dreier Lodzer: eines Kleinkaufmannes, eines Fabrikmeisters und eines Studenten.

Massenverhaftung von Kommunisten. Am Donnerstag abend um 10 Uhr umzingelte die politische Polizei das Lokal des Verbandes der Nadelarbeiter an der Allee des 1. Mai Nr 2, wo nach den Meldungen der Polizei eine Versammlung der Organisation der kommunistischen Jugend angetroffen wurde. Es wurden 140 Personen, darunter 30 Frauen, festgenommen. In dem Zimmer, in dem die Versammlung stattfand, wurde kommunistische Literatur vorgefunden sowie Blocks mit dem Stempel „Lodzer Komitee der kommunistischen Arbeiterpartei Polens". Auch in den Privatwohnungen der Verhafteten wurde belastendes Material vorgefunden. Die Festgenommenen wurden unter starker Bewachung nach dem Untersuchungsamt abgeführt.

Getreideknappheit in Polen. Nach den Angaben des statistischen Hauptamtes verfügt Polen infolge der schlechten vorjährigen Ernte über ungenügende Getreidevorräte. Es kommen nur 140 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung, während der Bedarf vor dem Kriege 200 Kilo betrug. Es werden daher beträchtliche Getreidemengen eingeführt werden müssen.

Deutsches Theater.

„Maria Stuart", Trauerspiel in 5 Aufzügen von Friedrich Schiller.

In der Zeit, als der Quell der Dichtung bei Schiller am reichsten sprudelte, entstanden, muß dieses Trauerspiel als ein Produkt der vollendetsten dramatischen Kunst des Dichters anerkannt werden. Der in den früheren Dramen bearbeiteten politischen Motive müde, wie er es selber in einem Briefe an Goethe bekannte, behandelt Schiller in der „Maria Stuart" einen rein leidenschaftlichen Gegenstand. Er schuf damit ein psychologisches Stück von höchstem Werte, dessen dramatische Meisterschaft darin besteht, daß vom ersten Auftritt an, der schon mit dem Todesurteil beginnt, das Publikum 5 Akte hindurch in größter Spannung um das Schicksal der Heldin gehalten wird. Der schließliche Ausgleich des Mißverhältnisses zwischen Schuld und Strafe im Gemüte der Stuart ist das Hauptmotiv des Stückes, wodurch Maria ihrer in „der Verstellung schweren Kunst" gründlich geübten Gegnerin erhaben gegenübersteht. Obwohl Maria nach Schiller von einer Schuld nicht frei (historisch ist Marias Mitwirkung an dem Morde des Gatten und Mitschuld an dem Hochverrat nicht nachgewiesen) und dennoch bis zum 5. Akt einen unbeugsamen Stolz zeigt, so erscheint dagegen Elisabeth mit ihrem heuchlerischen, eifersüchtigen Wesen voller Tücke moralisch als das vollständig entartete Weib.

Die stücktragende Rolle fiel Erika van Draaz zu, die von ihr von Anfang bis Ende in guter Auffassung der psychologischen Momente gespielt wurde. Erfordert die Darstellung der Stuart schon ein tieferes seelisches Eindringen, so ist die Wiedergabe der Elisabeth doch eine weit schwierigere Aufgabe, und von der richtigen Verteilung dieser beiden Rollen hängt der ganze Effekt des Spieles ab. Daß die beiden Königinrollen in den Händen von Erika van Draaz und Marie Foitik lagen, verlieh der Aufführung den gehabten Erfolg. Obwohl man sich die Elisabeth in den ersten zwei Akten etwas stärker nüanziert gewünscht hätte, so zeigte sie sich vom dritten Akt ab ihrer Aufgabe gewachsen und es muß ihr starkes Talent für dramatische Rollen zuerkannt werden. Max Rosen als Leicester, Konrad Stieber in der Wiedergabe des Shrewsbury, Friedrich Links in der Rolle des Burleigh taten das Ihrige. Während Artur Ciovsky sich als Hüter Paulet ganz gut zeigte, wäre Gustav A. Litteck, der den Mortimer szenisch recht leidlich brachte, zu empfehlen, bei schwärmerischen Darbietungen einen etwas tieferen Sprechton zu wählen. Das Zusammenwirken sämtlicher Schauspieler (Martin Miller spielte zwei Rollen) ging glatt vonstatten und ließ eine gute Einstudierung erkennen. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß es im Deutschen nicht gestattet ist, die allbekannten englischen Wörter „Mylord" und „Mylady" sowie den Namen Stuart in buchstäblicher Aussprache zu geben. Das reine deutsche „i" anstatt „ai", sowie das dem Englischen bei derartigen Buchstabenverbindungen fremde „sch" und trockene „u" wirkten störend.

Die Regie hatte Dr. Robert Lohan.

Es ist eigentümlich, daß der Lieblingsdichter der Deutschen in Lodz so starke Rivalen hat, wie z. B. Hans Zerlett und Willy Prager. Erfreuten sich letztere eines bis zum letzten Platze besetzten Hauses, so mußte der Lieblingsdichter nur mit halbem Hause vorlieb nehmen.

H—n.

10. Staatslotterie.

5. Klasse — 18. Tag.

Hauptgewinne:

Zloty 75 000 auf Nr. 10 551.
Zl. 1000 auf Nr. Nr. 25 247, 38 809.
Zl. 600 auf Nr. Nr. 39 336, 43 067.
Zl. 500 auf Nr. 20 009.
Zl. 250 auf Nr. Nr. 16 202, 32 099.

Kino.

Luna. Die zehn Gebote. Der Film ist ausgezeichnet, so weit es den ersten Teil betrifft. Es gibt wenige Bilder, die von solch realistischer Wirkung sind, wie der Auszug der Juden aus Aegypten. Der Film steht in der Ausstattung nur wenig den „Nibelungen" nach. Die Massenszenen sind dagegen viel besser erfaßt. Ergreifend sind die Szenen der Peinigung. Der Durchgang durch das Rote Meer ist wohl von monumentaler Wirkung, doch ist nicht zu verkennen, daß die technische Ausführung uns nicht das vermitteln konnte, was wir uns unter einer Teilung des Meeres nach der bekannten Bibelstelle von Kindheit an vorzustellen gewohnt sind. Der Tanz um das goldene Kalb, das Spiel der Miriam sowie die Szene auf dem Berge Sinai sind darstellerisch und technisch derart vorzüglich gedreht, daß ihr Eindruck geradezu grandios ist. Etwas ist noch zu erwähnen, was für uns Lodzer interessant ist. Der erste Teil ist nach einem Farbenphotographieverfahren aufgenommen worden. Dadurch gewinnen die Bilder noch mehr an Reiz für das Auge. Die Farben schreien jedoch nicht, die Tönung ist eher ruhig. Dieser Teil hat eigentlich wenig mit den zehn Geboten zu tun. Dafür der zweite. Hier werden die zehn Gebote auf unser Leben angewandt. Eine amerikanische Mama hat zwei Söhne. Der jüngere stürzt sich in das Leben. In ergreifenden Bildern wird uns gezeigt, wie das Uebertreten der Gebote zum Untergang des Uebeltäters führt, „denn Gott läßt sich nicht ungestraft spotten". Wenn auch nicht das Uebertreten aller Gebote gezeigt wird, so hat man doch schon von dem, was man zu sehen bekommt, genug. Ein menschliches Rühren ergreift einen bei der Tragik des Schicksals des jungen Mannes. Er sinkt von Stufe zu Stufe. Er wird zum Dieb und Mörder.

Gemessen an dem ersten Teil, ist der zweite bedeutend schwächer ausgefallen. Obwohl auch hier technisch Ausgezeichnetes geleistet wird. Wir erinnern nur an das Bersten der Kirchenmauer oder das allmähliche Abreißen des Vorhanges. Immerhin ist auch dieser Teil wert, gesehen zu werden. —xy.

„Czary." „Auf dem Altare der Schönheit" ist ein älterer Film. Was ihn interessant macht, das ist das Spiel der Wiera Cholodnaja, die man nicht oft genug sehen kann. Maksimow und Runicz verblassen ihr gegenüber etwas. Der Inhalt ist hochdramatisch mit einer starken Dosis sentimentalen Einschlags. Cholodnaja wird modelliert. Ihre Statue ist das Altar der Schönheit, dem drei Männerherzen Huldigungen darbringen. Doch bald stellt sich die Eifersucht ein. Männerherzen zerschellen am Altar der Schönheit, Brüder morden sich. Den Bildhauer packt die Wut. Er zerstört seine Schöpfung: „denn Schönheit, die Freunde entzweit, Brüder mordet, hat keine Daseinsberechtigung". Ein spannender Film, dessen Wert nur durch die unklare Wiedergabe des Bildes beeinträchtigt wird.

—xy.

Sport.

L. Sp.- u. Tv. gegen Ł. K. S. Entgegen den Gerüchten, als hätte sich die Fußballmannschaft des Lodzer Sport- und Turnvereins aufgelöst, sind wir in der Lage mitzuteilen, daß daran kein Wort wahr ist. Nur Kulawiak und Hinz sind ausgetreten. Sie spielen in der Touring-Mannschaft. An ihre Stelle sind Wisniewski und Albertin getreten. Auch hat die Mannschaft in dem früheren Touristen Wilner einen neuen Spieler gewonnen. Die Elf, die Sonntag, um 11 Uhr vormittags, auf dem Ł.-K.-S.-Platze gegen Ł. K. S. spielt, setzt sich wie folgt zusammen: Hagen (Tormann), Albertin, Bestek (Verteidigung), Wujas, Wieliszek, Wolfangel (Läufer), Pogodzinski, Wildner, Wisniewski, Herbstreich und Franzmann (Stürmer).

Aus dem Reiche.

Zgierz. Gymnasium. Montag, den 9. März, findet im Saale des Gemeindehauses ein Vortrag von Frl. Ziegler über Renaissance mit Lichtbildern statt.

Warschau. Der Teuerungsindex ist hier um 0,64 Prozent gefallen.

Lublin. Beigelegter Aerztestreik. Hier streikten die Krankenkassenärzte seit einigen Wochen. Am Donnerstag gelang es dem Delegierten des Arbeitsministeriums, Dr. Giebartowski, die Parteien zu gegenseitiger Nachgiebigkeit zu veranlassen und den Streik beizulegen.

Kurze politische Nachrichten.

Das Märzbudget der Grabskiregierung beträgt die Summe von 166 700 000 Zloty.

Um Arbeit für die Arbeitslosen. In der heutigen Sitzung des Ministerrats wird Premierminister Grabski seinen Plan der Beschäftigung von Arbeitslosen im Dombrowaer Kohlenbecken, in Krakau und Lodz vorlegen.

Eisenbahnerstreik in Deutschland. In den letzten Tagen ist in Deutschland auf ökonomischer Grundlage ein Streik ausgebrochen. Die Eisenbahnzüge verkehren in verringerter Zahl. In Sachsen ist der Personenverkehr fast vollständig eingestellt.

Das neue türkische Kabinett. Ismet Pascha hat das neue Kabinett gebildet. Außenminister ist Tewsik Rufid.

Von der Deutschen Arbeitspartei.

Referentenkurse.

Am Sonntag, den 8. d. M. fallen die Referentenkurse aus.

Diskussionsabend.

Montag, den 9. März, um 7 Uhr abends, findet im Lokale des deutschsprechenden Meister- und Arbeitervereins, Andrzeja-Straße 17, der übliche Diskussionsabend statt. Das Referat hält Stv. R. Klim. Eintritt frei. Jedermann willkommen.

Vorstand der Jugendabteilung und Musiksektion.

Sonntag, den 8. März, 9 Uhr 30 vormittags, findet im Parteilokal an der Zamenhofa 17 eine gemeinsame Sitzung des Vorstandes der Jugendabteilung und der Musiksektion statt. Das Erscheinen sämtlicher Vorstandsmitglieder sowie der Mitglieder der Musiksektion ist unbedingt erforderlich.

Keine deutschen Abendkurse.

Die letzte Stadtratsitzung.

Nach dreiwöchentlicher Unterbrechung, in welcher Zeit die Budgetkommission den Haushaltsplan für 1925 bearbeitete, fand am Donnerstag eine Stadtratsitzung statt.

Als erster Punkt erfolgte die Wahl Dr. Fichnas zum Delegierten der Stadt in den Rat der Staatseisenbahnen.

Hierauf bewilligte der Stadtrat die zum Bau eines Gärtnerhäuschens im Poniatowski-Park erforderlichen Kredite sowie ein Zusatzbudget für die städtische Kunstgalerie.

Einem Komitee zum Aufbau des Klosters in Lutomiersk wurde gegen die Stimmen der D. A. P., der P. P. S. und des „Bund" ein Subsidium gewährt.

Dem Besitzer des Gutes Wiskitno, das im Bereiche des Ausbauterrains der Stadt liegt, wurde die Genehmigung erteilt, 20 Morgen Land verkaufen zu dürfen.

Angenommen wurde ein Statut, das die Errichtung von Schweinezüchtereien im Stadtgebiet verbietet.

Als letzter Punkt der Tagesordnung kam der Antrag des Stv. Reinhold Klim (D. A. P.) über die

Wiedereinführung der Abendkurse mit deutscher Unterrichtssprache

zur Verhandlung.

Stv. Papis (Volksschullehrer, N. P. R.) beantragte im Namen der Mehrheit der Kommission für allgemeine Angelegenheiten die Ablehnung des Antrages.

Stv. Klim sprach als Referent der Minderheit der Kommission. Er führte aus: „Der vorherige, der sozialistische Magistrat, der von der gesamten rechtsstehenden Bürgerschaft unserer Stadt ohne Unterschied der Nationalität bekämpft wurde, hat in richtiger Erkenntnis dessen, daß jedem Bürger der Unterricht in seiner Muttersprache vermittelt werden soll, die Abendkurse auch mit deutscher Unterrichtssprache errichtet. (Stv. Czernik: Die Muttersprache ist die polnische). Für Sie meine Herren von der Mehrheit, allerdings, für uns ist es die deutsche Sprache, doch scheinen die Herren Kollegen vom Schlage des Herrn Czernik dies bis jetzt nicht begreifen zu wollen oder zu können. (Stv. Putto, Volksschullehrer: Wir kennen hier keine deutsche Sprache, hier gilt die polnische Sprache, gehen Sie nach Berlin). Lassen Sie, meine Herren diese abgedroschenen Redensarten, es ist hohe Zeit, daß bei Ihnen eine andere Erkenntnis Platz greift. Um der deutschen werktätigen Bevölkerung die Segnungen des allgemeinen Unterrichts zu vermitteln, ist es notwendig, den deutschen Arbeitern den Unterricht in ihrer Sprache zu bieten. Und dies fordern wir, kraft der Verfassung, kraft der uns verbrieften Rechte. Ich halte es für überflüssig, theoretisch, vom Standpunkte des Schulmannes diese Forderung zu begründen, da Sie, meine Herren, die Notwendigkeit der Erfüllung derselben wohl kennen. Hier handelt es sich nur darum, daß Sie beweisen, daß die Toleranz den Minderheiten gegenüber, von der Sie stets so hohe Töne reden, nicht nur Töne bleiben, sondern Wirklichkeit werden."

Stv. Putto: „Meiner Ansicht nach erreichen die Abendkurse nicht das Ziel, das ihnen gesteckt wurde. Es genügen die Fortbildungskurse."

Schöffe Kruczkowski (Endek, Vorsitzender der Bildungsabteilung): „Die Abendkurse, nicht nur die mit deutscher Unterrichtssprache, sind vollständig überflüssig. Jeder Bürger muß in der Volks- und dann in der Fortbildungsschule genügend gelernt haben. (!) (Zu den Bänken der D. A. P. gewendet.) Daß Euch der sozialistische Magistrat die Kurse gegeben hat, geschah nur deswegen, weil er Euch und die Juden nötig hatte, um seine Mehrheit zusammenzuhalten. Wir aber sind ein national-polnischer Magistrat, der die Spielereien (!) der Minderheiten nicht zulassen wird. Schafft Euch wieder einen sozialistischen Magistrat, dann erhält Ihr die Kurse wieder. Im übrigen sehen wir gar nicht, daß die gesamte deutsche Bevölkerung die Kurse fordert. Nur die Deutsche Arbeitspartei bombardiert uns ständig mit dieser Forderung, während die anderen deutschen Kreise die Kurse gar nicht fordern. Ihre Kollegen von der anderen deutschen Partei unterstützen ja Ihre Forderung gar nicht. Keiner hat dafür gesprochen" (Leider hatte der Redner mit der letzten Bemerkung recht. Trotzdem hat man den Mund vom Zusammengehen mit den nichtsozialistischen Deutschen immer übervoll. Siehe auch die zwei deutschen Tageszeitungen. Anmerk. d. Schriftltg.)

Stv. Rapalski (P. P. S.) zu Kruczkowski, der in seiner Rede die Kulturarbeit des früheren Magistrats kritisierte: „Sie, Herr Schöffe, sind am wenigsten dazu berufen, über die Kulturarbeit des vorigen Magistrats zu sprechen. Das Urteil haben andere Personen gefällt, die eine größere Ahnung von Bildung und Kultur haben. Ganz Polen hat anerkannt, daß der sozialistische Magistrat auch in Punkto Bildung Vorbildliches geleistet hat. Aus jeder, auch der kleinsten und gerechtesten Forderung macht ihr, meine Herren, von der Mehrheit, eine Minderheitenhetze. Anstatt sachlich auf den Antrag einzugehen, üben sich die Herren Nationalisten im wilden Gebrüll an die Adresse der Minderheiten. Merken Sie sich, meine Herren, von der Mehrheit, das allein richtige Gebot der Stunde: Wenn Sie in den Minderheiten loyale Bürger haben wollen, wenn Sie einen starken Staat und ein starkes Polen aufzubauen beabsichtigen, so müssen Sie den Minderheiten entgegenkommen. Aus den gerechten Forderungen der Minderheiten machen Sie einen Anschlag auf die Staatshoheit. Rotten Sie zusammen mit uns den Chauvinismus aus und Sie werden aus den Minderheiten die loyalsten Bürger und die besten Söhne Polens machen. Sie sagen, die deutsche Sprache ist in der Schule nicht nötig? Was aber machen Sie in der Kirche? Sprechen Sie zu den deutschen Katholiken in den Kirchen nicht deutsch? Dort ist Ihnen der Seelenfang wichtiger, uns aber ist die Schule wichtiger und deswegen kämpfen auch wir für vollständige Gleichberechtigung in den Schulen. Meine Fraktion wird für den Antrag Klim stimmen."

Nach Schluß der Diskussion spricht Stv. Klim als Referent der Kommission: „Unsere Illoyalität sehen Sie, meine Herren, in jeder Sache. Eins aber sehen Sie nicht, daß unsere Brüder und Söhne mit ihnen zusammen gegen den Feind gezogen sind und dem Militärdienst, der Steuerzahlung und allen anderen Pflichten als Staatsbürger mindestens ebenso nachkommen wie Sie. Was ein Teil der Bevölkerung besitzt, muß auch der andere besitzen. Wir kennen keine Klassifizierung der Bürgerschaft und werden sie stets bekämpfen. Den Herrn Schöffen will ich hier daran erinnern, daß, als er in der Eigenschaft des Schulinspektors im Deutschen Lehrerverein bei der Pädagogischen Woche sprach, er den Satz fand, daß der Lehrer keinen Nationalitätenhaß kennen darf. Heute, in der Eigenschaft des Magistratsschöffen, hat der Herr Schöffe vergessen, was er selbst früher gesagt hat. Wo bleibt seine Konsequenz? Herr Kruczkowski sagte, die Kurse fordert nur die Deutsche Arbeitspartei, nur der Stadtverordnete Klim und seine Genossen. Nein, die Kurse fordern wir nicht als Einzelpersonen, sondern als die Vertreter von 2000 stimmberechtigten Wählern, die uns hierher geschickt haben, um auch ihre völkischen Forderungen zu verteidigen. Wenn der Stadtrat beweisen will, daß er das Wort Toleranz kennt und wenn er objektiv sein will, so muß er meinen Antrag annehmen."

In der Abstimmung fiel der Antrag Klim natürlich durch. Für ihm stimmten nur die Sozialisten und die Vertreter der völkischen Minderheiten.

Damit ist die Forderung der D. A. P. erledigt worden. Sie blieb auch tatsächlich nur die Forderung der D. A. P., denn die zwei deutsch-bürgerlichen Stadtverordneten schwiegen sich bei der Behandlung der Frage mannhaft aus.

Um die Hilfe für die Arbeitslosen.

Hierauf begründete Stv. Lichtenstein (Bund) die Dringlichkeit des Antrages seiner Fraktion, über Gewährung von Unterstützungen an diejenigen Arbeitslosen, die keine staatlichen Unterstützungen erhalten. Während Lichtenstein spricht, verursacht die Mehrheit einen ohrenbetäubenden Lärm. Stv. Lichtenstein: „Den Hunger der unglücklichen Arbeiter werden Sie nicht niederschreien. Hüten Sie sich aber vor dieser Demagogie, da sich die Arbeiterschaft ihr Verhalten merken wird."

Die Dringlichkeit wurde angenommen. Gleichzeitig reichte die N. P. R. aber den Antrag ein, die Weiterberatung zu vertagen, bis der Magistrat antworten wird, ob er verfügbare Gelder besitzt.

Die Proteste der Linken halfen nichts. Die Herren von der Mehrheit, die für Klöster und andere nationale Institutionen scheffelweise die Gelder ausgeben, überstimmten die Linken und vertagten dadurch die Weiterberatung der Angelegenheit.

Expressionismus und die Kultur der Gegenwart.

Der Deutsche Schul- und Bildungsverein hat Prof. Dr. Richard Hamann aus Marburg zu einem Vortrage verpflichtet, der am Dienstag stattfinden wird. Prof. Dr. Hamann wird über „Expressionismus und die Kultur der Gegenwart" sprechen.

Prof. Dr. Richard Hamann hat sich in kurzer Zeit durch seine Arbeiten einen wissenschaftlichen Ruf geschaffen, der weit über die Grenzen Deutschlands hinaus in den Kreisen der Kunstgelehrten wie auch der Kunstfreunde den besten Klang hat.

Seine Bedeutung liegt nicht in der Spezialisierung eines eng begrenzten Gebietes, sondern in der Einstellung und Methode seiner Arbeitsweise. Sein Weg führte ihn zunächst zur Malerei. Schon eine seiner frühesten Arbeiten, „Die deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts" als Jubiläumsbändchen der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" im Verlag B. G. Teubner-Leipzig erschienen, läßt uns klar die Linie seines Schaffens erkennen. Wesentlich für Hamann ist die Erkenntnis vom engsten Zusammenhang aller Kunst mit der allgemeinen Geisteskultur, aus welcher heraus er vielfach zu neuer und aufschlußreicher Erfassung des Wesens und des geistigen Zusammenhanges der bedeutendsten Kunstschöpfungen führte.

Prof. Hamann hat es verstanden, die Tätigkeit des von ihm geleiteten Seminars in einer weit über den üblichen Rahmen hinausreichenden Weise auszugestalten. Das Marburger Seminar besitzt heute viele Tausende der vorzüglichsten Aufnahmen allein aus Deutschland, ebenso einen reichen Schatz von Aufnahmen aus Oberitalien und aus Oesterreich. Alle diese Aufnahmen sind von Kräften des Seminars selbst unter dem speziellen Gesichtspunkt der Hamann'schen Betrachtungsweise geschaffen worden. Wer schon einmal Gelegenheit hatte, solche Aufnahmen zu sehen, kann sich eine Vorstellung davon machen, mit welchen kostbaren Schätzen uns Prof. Hamann bei seinen Vorträgen, die mit zahlreichen Lichtbildern erläutert werden, dienen wird.

Hamann hat sich auch besonders darum gemüht, die modernste Kunst des Expressionismus mit seinen weiten Auswirkungen geistig in Zusammenhang mit der Gegenwartskultur zu deuten, zu einer Zeit, als diese Kunstrichtung für weiteste wissenschaftliche Kreise als grobe Verirrung allein gesehen wurde, die einer ernstlichen Würdigung nicht wert sei, er hat es aber auch versucht, umgekehrt die Sprache der Gegenwartskunst zum Verständnis unserer Gegenwartskultur zu deuten.

Besonders enge Beziehungen verknüpfen Hamann auch mit unserem Osten. Nach Begründung der Akademie in Posen hatte er hier die kunstgeschichtliche Professur inne, ehe er den Ruf nach Marburg bekam, und seine stets anregende und geistvolle Vortragsweise haben ihm bei allen ein dankbares Gedenken gesichert.

Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Stv. Ludwig Kuk.
Druck: J. Baranowski, Lodz, Petrikauer 109.

Deutschland und Oesterreich.

Die Anschlußidee, wie sie durch die deutsche und österreichische Sozialdemokratie vertreten wird, hat nichts zu tun mit einer törichten Politik der Irredenta rundum. Deutsche Gebiete sind durch den Friedensschluß fremden Staaten einverleibt worden, und fast alle Nachbarn Deutschlands haben davon profitiert. Die Politik der Irredenta rundum, das Streben nach einer Generalrevision der Landkarte Europas ist geeignet, einen Krieg vorzubereiten, der fast alle Nachbarn gegen Deutschland zusammenführen würde, sie muß daher von allen Gegnern der Gewaltanwendung in der äußeren Politik aus grundsätzlichen Erwägungen und darüber hinaus von jedem vernünftigen Menschen aus realpolitischen Gründen abgelehnt werden.

Vielleicht kommt eine Zeit — und man kann nur wünschen, daß sie kommt —, wo die Grenzen nur noch eine geringe Rolle spielen und die Staaten bereit sein werden, über Gebietsveränderungen nach rechtlichen und praktischen Gesichtspunkten zu verhandeln. Jetzt ist sie noch nicht da. Kein Staat will einen Fußbreit seines Landes ohne Schwertstreich räumen, am wenigsten wollen das wohl die neuen Staaten Europas mit ihrem jungen Nationalgefühl, das jeden Angriff auf das Staatsgebiet als einen Angriff auf die staatliche Existenz überhaupt empfindet.

Deutsche republikanische Politik ist Friedenspolitik. Friedenspolitik ist das Gegenteil von Irredenta-Politik. Ihre Unterstützung liegt im Interesse ganz Europas. Gefährdet aber und geschädigt wird sie dort, wo den deutschen Minderheiten in fremden Staaten Anlaß zu berechtigten Beschwerden geboten wird. Eine gerechte und psychologisch geschickte Behandlung der nationalen Minderheiten gräbt den Nationalisten das Wasser ab und festigt den Frieden.

Ganz anders liegen die Dinge mit Oesterreich. Die Tschechoslowakei und Polen z. B. sind geboren aus dem leidenschaftlichen Willen des tschechischen und des polnischen Volks zu staatlichem Eigenleben. Oesterreich ist aber etwas, was die Welt noch nicht gesehen hat, ein selbständiger Staat gegen den eigenen Willen. Die Sieger haben Oesterreich befohlen, ein selbständiger Staat zu sein, also ist Oesterreich ein selbständiger Staat!

Alle anderen Nachbarstaaten — ausgenommen die Schweiz mit ihrer geschichtlich gewordenen Eigenart — sind vorwiegend von nichtdeutschen Stämmen bevölkert. Gegen jede Abtretung deutschsprachlichen oder sonstigen Grenzgebiets würde sich in der Mehrheit ihrer Bevölkerung ein Sturm erheben. Oesterreich aber ist nicht weniger deutsch — wenn nicht deutscher — als Pommern oder Mecklenburg, kein einziger seiner Staatsbürger könnte den staatlichen Zusammenschluß mit der deutschen Republik als Vergewaltigung oder als nationale Bedrohung empfinden, die allermeisten würden ihn mit Freuden, ja mit Jubel begrüßen.

Oesterreich hat nicht nur nicht den Willen, sondern nach dem Urteil seiner eigenen Einwohner, auch nicht die Möglichkeit, ein staatliches Eigenleben zu führen. Aus dem Leib des alten Habsburgerreichs herausgeschnitten, von Zollschranken in einen engen Raum zusammengepreßt, der nicht genug Brot erzeugt, um die Bevölkerung zu ernähren, siecht es dahin. Schon melden sich Pläne, das alte Habsburgerreich in verschämter Form einer „Donaukonföderation“ wieder zusammenzuflicken — aber war nicht seine Aufteilung gestern noch ein „Triumph der Demokratie“ und des „Selbstbestimmungsrechts der Völker“?

In eine „Donaukonföderation“ könnte Oesterreich nur gezwungen werden durch eine neue Vergewaltigung seines eigenen Willens. Ist aber das „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ nicht eitel Schaumschlägerei, dann kann dem Volk Oesterreichs das Recht, selber zu entscheiden, ob es zu Deutschland will, nicht bestritten werden.

Die Grenzpfähle zwischen Deutschland und Oesterreich sind die einzigen, die niedergerissen werden können, ohne daß den erworbenen Rechten eines fremden Staats in irgendeiner Weise zu nahe getreten wird, ohne daß auch nur ein einziger der davon unmittelbar berührten Staatsbürger dagegen protestiert, ohne daß die allergeringste Kriegsgefahr hervorgerufen wird. Voraussetzung dafür ist freilich das Verständnis und Einverständnis der von dieser Angelegenheit mittelbar berührten Nachbarstaaten.

Um dieses Verständnis und Einverständnis muß gerungen werden. Es gibt kein besseres Mittel als die geistige Abrüstung in Deutschland, als die Aufhebung des Anschlußverbots. Jedes Streben muß begrüßt werden, das darauf gerichtet ist, durch ein System von Garantiepakten die Verhältnisse Europas zu stabilisieren. Aber wenn man von Deutschland und Oesterreich verlangen würde, sie sollten einander ihr Gebiet garantieren, so wäre das nichts anderes als ein schlechter Witz. Denn Oesterreich will ja gar nicht sein Gebiet garantiert haben, es verlangt vielmehr das Recht, sein Gebiet mit dem der deutschen Republik vereinigen zu dürfen.

Das hohe Ziel „Frieden durch Recht“ wird nicht so bald ganz zu erreichen sein. Einen Rest, zu tragen peinlich, wird es wohl immer geben, und man wird ihn tragen müssen, denn der Versuch, ihn durch Krieg wegzuräumen, ist das furchtbarste Unrecht, das es überhaupt gibt. Im Fall Deutschland-Oesterreich kann das Problem des „Friedens durch Recht“ rein, ohne Rest und ohne Krieg oder Kriegsgefahr gelöst werden, wenn Europa nur will. Niemand verliert dabei, aber Deutschland gewinnt, Oesterreich gewinnt, der Friede gewinnt. Also gewinnen alle! B. V.

Konservativer Vorstoß in England

Ein Gesetzentwurf gegen die Arbeitspartei.

Das Kabinett Baldwin hat am Mittwoch einen Ausschuß eingesetzt, der prüfen soll, ob gesetzliche Bestimmungen erlassen werden können, durch die die Mitglieder der englischen Gewerkschaften von der Verpflichtung befreit werden, Beiträge für die politische Arbeitspartei zu entrichten. Dem Ausschuß der Regierung gehören u. a. an: der Arbeitsminister, der Minister des Innern, der Kriegsminister, der Wohlfahrtsminister, der Generalsekretär der Konservativen Partei und Lord Birkenhead. Die Konservativen haben auch bereits einen Gesetzentwurf zur Hand, der den Gewerkschaften verbietet, Beiträge für politische Zwecke zu erheben.

Die Schweiz bleibt bei dem Getreidemonopol!

Dem Schweizer Nationalrat liegt seit geraumer Zeit eine Regierungsvorlage über die Beseitigung des seit dem Kriege bestehenden Getreidehandelsmonopols vor. Die Beratung der Vorlage hatte ein überraschendes Ergebnis: der Ausschuß des Nationalrates hat beschlossen, die Beratung der Vorlage bis zum Juni zu vertagen, und dieser Beschluß wird in der Schweiz so gedeutet, daß damit der Fortbestand des Monopols mindestens für ein Jahr gesichert ist. Der Beschluß kam dadurch zustande, daß die Vertreter der Bauernschaft mit den Sozialdemokraten gegen die bürgerlichen Anhänger des „freien Handels“ stimmten!

Die Schweizer Bauern denken also über den freien Handel ganz anders als unsere Kolonisten. Die Schweizer Bauern verstehen es offenbar, nicht nur besseren Käse, sondern auch bessere Politik zu machen.

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955

von **Hans Dominik.**

(41. Fortsetzung.)

Der Amtmann brachte den Toast auf das junge Paar aus. Der Richter wollte nicht nachstehen und sprach auf künftige Paare, die in dieser Halle noch Hochzeit halten würden. Der nächste Bräutigam müsse Erik sein. Seit tausend Jahren stünde Haus Truwor und sei stets vom Vater auf den Sohn vererbt worden. Also . . .

Er schloß in nicht mißzuverstehender Weise und leerte sein Glas auf die noch unbekannte Braut.

Um drei Uhr hatte das Mahl begonnen. Um sechs Uhr saß man noch. Viele Toaste waren ausgebracht, viele Gläser geleert worden. Die Köpfe waren rot, und die Stimmung ging hoch. Allgemeines Stimmengebraus erfüllte den Raum. Mancher sprach, um zu sprechen, und achtete nicht sonderlich mehr darauf, ob er Zuhörer fand.

Erik Truwor hatte in der allgemeinen Lebhaftigkeit unbemerkt seinen Platz verlassen und sich halb rückwärts hinter Atma einen Stuhl hingezogen. Der Inder war ruhig und schweigsam wie gewöhnlich. Während der Richter von künftigen Hochzeiten sprach, ruhte sein Blick auf den altersbraunen Deckenbalken der Halle. Wieder kam ihm in jener Sekunde die unheimliche Gabe des Fernsehens, und er glaubte verzehrende Flammen um das Gebälk lecken zu sehen.

„Dein brauner Kumpan ist schweigsam, Erik. Wir wollen ihm zeigen, was eine Hochzeit in Schweden ist. Ein Brautführer darf nicht nüchtern bleiben, wenn er der Braut Ehre machen soll.“ Der dicke Vogt rief es lachend und kam dem Inder mit einem vollen Pokal vor. Atma tat Bescheid. Dem Vogt und vielen anderen. Nur war der Trunk, der bald goldglänzend, bald funkelnd wie Rubin in seinem Glase schimmerte, kein Wein.

Erik Truwor beugte sich vor.

„In dreißig Minuten muß Silvester aufbrechen, wenn er den Anschluß an die Regierungslinie nach Deutschland erreichen soll.“

„So laß ihn gehen.“

Atma sagte es ruhig und leidenschaftslos.

„Du kennst meine Landsleute nicht. Sie wollen den Brauttanz. Sie wollen den Schleier der Braut vertanzen, wollen zuletzt aus dem Brautschuh trinken. Ich bedaure es jetzt, daß ich die alten Freunde und Nachbarn eingeladen habe. Es gibt Anstoß, wenn das Paar jetzt aufsteht.“

Atma überblickte die Tafel. Sie waren alle in ihrem Element. Der Richter hielt dem Beisitzer einen Vortrag über einen besonders interessanten Fall aus der letzten Sitzung. Der Vogt machte der Frau Amtmann Komplimente. Der Amtmann begann auf die Regierung zu schimpfen.

„Ich muß mit Silvester noch sprechen. Wir haben ihm eine Woche für seine Hochzeitsreise zugestanden. Ich habe mich besonnen, er mag vierzehn Tage reisen.“

Atma wandte sich aufmerksam um.

„Warum das? Du wolltest ihn zuerst nur drei Tage entbehren. Er hat dir die Woche abgerungen. Warum jetzt zwei Wochen?“

„Weil . . . ich habe meine Gründe, die ich dir später sagen werde. Ich muß das Paar jetzt aus dem Saal herausbekommen.“

Atma ließ seinen Blick von neuem über die Tafel gehen. Er erhob sich und trat an die schmale Wand der Halle. Es sah aus, als ob er dort irgend etwas erklären oder zeigen wolle.

Schon hoben einige aus der Gesellschaft die Köpfe und blickten angespannt auf das dunkle Getäfel der Wand. Die Frau Amtmann fiel dem Vogt ins Wort.

„Sehen Sie . . . das herrliche Bild . . . ein indisches Schloß, wie es scheint. Wie wundervoll! Die bunten Kuppeln im stahlblauen Himmel . . . unser Erik ist ein scharmanter Gastgeber. Er bietet uns einen Extragenuß . . . Wohl Bilder von seinen exotischen Reisen . . .“

Der dicke Vogt hob neugierig den Kopf und folgte der weisenden Hand seiner Nachbarin. Eben noch schien ihm weißer Nebel über die Wand zu wallen. Jetzt sah er in strahlender Schönheit den Kaiserpalast von Agrabad.

Und machte den Nachbarn darauf aufmerksam. Und der den nächsten. Wie ein Lauffeuer ging es um die Tafel. Die mit dem Rücken gegen die Schmalwand saßen, drehten sich um. Wo Silvester und Jane nur das dunkle Getäfel erblickten, schimmerte den andern das wunderbare Bauwerk altindischer Kunst in strahlender Schöne. Aus dem stehenden wurde ein bewegtes Bild. Der Palast zog näher heran. Die staubige, sonnenbeschienene Straße dehnte sich bis in den Saal. Längst hatte der Richter seinen Prozeß, der Amtmann seinen Zorn auf die Regierung vergessen. Fasziniert starrten die Gäste auf das Schauspiel an der Wand. Die Elefanten des Königs kamen. Mit vergoldeten Stoßzähnen und purpurnen Schabracken.

Es schien ein bunter Film zu sein, wie man ihn in allen Theatern hatte. Aber ein Film von unerhörter Farbenpracht. Und er blieb nicht an der Wand. Einzelne Figuren liefen bis weit in den Saal hinein.

Lobbe Lobsen zog seinen Stuhl zurück, weil ein staubiger Pilger ihm direkt über die Füße lief. Immer wunderbarer wurde es. Atma, der eben noch in europäicher Kleidung da war, stand plötzlich im exotischen Gewand unter den Gestalten, begrüßte hier einen, nickte dort einer Figur zu, wurde gekannt und wieder gegrüßt.

(Fortsetzung folgt.)

Alt und klug, jung und dumm.

Viele Leute meinen, Erziehung sei eine Behandlung, der jeder Mensch bis zum vierzehnten oder achtzehnten Lebensjahr unterworfen werden müsse; von da an aber sei man e r z o g e n und könne sich im Denken und Handeln einfach gehen lassen, wie man wolle, niemand dürfe einem etwas dreinreden. „Ich bin doch erwachsen und weiß schon, was ich zu tun habe; ich brauche mir keine Schulmeisterei mehr gefallen zu lassen.“ Und solche Leute werden wirklich zu Erwachsenen — äußerlich, körperlich, haben ein Amt, ein Geschäft, einen Beruf, heiraten und bekommen Kinder, und nun sind sie schon auch befähigt, ihre Nachkommenschaft zu erziehen. In der Kindererziehung ist jeder Fachmann, denn jeder ist doch auch einmal erzogen worden. Das ist nun freilich schon lange her, aber man erinnert sich noch, und übrigens genügt es ja, den Kindern alles zu verbieten, was sich nicht gehört (das ist immer gerade das, was einem zuwider ist, nicht wahr?), und zu befehlen, was sie zu tun haben. Wie einfach!

Aber wie schlecht! — Eine Mutter kommt und klagt über Erziehungsschwierigkeiten bei ihrem schon vierzehnjährigen Sohn. Das ist ein hochbegabter Junge, ein lerneifriger, musterhafter Mittelschüler. Aber er zeigt Fehler, die freilich dem Lehrer beim Klavierunterricht nicht auffallen können. Er verträgt sich nicht mit seinen jüngeren Geschwistern und, wie sich später herausstellt, auch nicht mit seinen Schulkameraden. Rechthaberisch und unduldsam, nörgelt er an jedem Wort, an jeder Bewegung seiner Mitmenschen, auch die Erwachsenen sind vor seiner Kritik nicht sicher. Was es nur an Strafen setzt! Sein Vater läßt es an strenger und wohlwollender Belehrung gewiß nicht fehlen, und trotzdem will sich der Bub sein Besserwissen und Hofmeistern nicht abgewöhnen. Und noch einen Fehler hat der Junge: er beschimpft seine Brüder, ja in täglichen Zänkereien prügelt er sie sogar.

Das läßt mich nun völlig in Erstaunen geraten, denn von dem zarten, eher schüchternen als vorlauten Jungen hätte ich solche Dinge nicht erwartet.

Dem Wunsche der Mutter entsprechend, suche ich das Vertrauen meines Schülers zu gewinnen, um auf ihn erzieherisch einzuwirken. Da ergibt sich denn im Laufe der Zeit aus der näheren Bekanntschaft mit dem Knaben und seiner Familie ganz klar und deutlich, woher die so beklagenswerten Charakterschwächen stammen. Der Vater, der sich für einen gebildeten und wohlerzogenen Mann hält, ist unerschütterlich überzeugt, daß er alles besser verstehe als die meisten Leute (dazu gehören für ihn auch die Lehrer seines Sohnes) und auf jeden Fall, schon kraft der Jahre, die er älter ist, gescheiter sein müsse als sein Sohn. Erzählt dieser etwa beim Mittagessen, daß er in der Physikstunde vom freien Fall gehört habe: jedes Ding auf Erden nähere sich, seiner tragenden Unterlage beraubt, mit einer gewissen Beschleunigung dem Erdmittelpunkt . . .

„Du Esel, du Trottel, wer hat dir denn das gesagt?!“ fährt ihm der Vater schon in die Rede, und wenn der seiner Wissenschaft ganz sichere Quartaner die beleidigte Wahrheit verteidigen will, gibt es Ohrfeigen und Stockhiebe, die von Klagen über Unbotmäßigkeit und Frechheit begleitet sind.

Unzählige solcher Auftritte muß ich mir berichten lassen. Ein vom Vater falsch angewendetes Fremdwort, vom besser belehrten Sohne zurechtgedeutet, ist schon wieder ein Anlaß zu einem wenig erzieherischen Beweis väterlicher Ueberlegenheit. Dazu kommt, daß der Junge oft und oft abfällige, ja beschimpfende Urteile seines Vaters über Personen seiner Bekanntschaft anhören muß, wenn sie zufällig in politischen und geschäftlichen Ansichten mit dem selbstgefälligen Herrn nicht übereinstimmen. In dem Kinde wächst nicht nur das Laster seines Vaters groß, sondern auch eine unfägliche, schmerzliche Verachtung vor seinem Erzeuger, den er doch so gern lieben und verehren möchte.

Wehe dem, der da meint, er müsse Kindern gegenüber immer recht haben! Das ist ein reiner Gewaltstandpunkt. Das Ansehen von Eltern und Erziehern darf nicht auf Furcht und dem falschen Glauben begründet sein, daß man unfehlbar werde, wenn man zu Jahren kommt. Wer nicht einsieht, daß auch der Erwachsene irren und ein Kind manchmal recht haben kann, ist zum Erzieher ganz und gar verdorben. Sokrates, der weiseste aller Griechen, sagte einmal, er stehe nicht an, auch von einem Knaben etwas zu lernen. Kein Mensch kann auf irgendeinem Punkte seines Lebens behaupten, daß er mit dem Lernen und mit seiner Erziehung fertig sei. Wer sich nicht unablässig einer strengen Selbsterziehung unterwirft, wer insbesondere nicht auf seine Worte und sichtbaren Handlungen achtet, sondern seine Zunge in Schmähungen, seine Hände in Roheiten hingehen läßt, verdirbt und s c h ä n d e t alle Jugend, die ihm zur Erziehung anvertraut ist.

Ml.

Arbeiterin.

Der Maschine, hier davor ich stehe,
war ich lange vor dem Mann vermählt.
Was zerbrach in dieser harten Ehe,
oft hab' ich es trauernd überzählt.

Weich sind meine Hände nie gewesen,
Eisen ist so hart fast wie die Not.
Schaut hinein und wollt: Ihr könnt drin lesen
von dem schweren Kampf um Licht und Brot.

Zwischen Fron und kleiner Freude gehen
weiterhin die Tage grau vorbei.
Einmal aber muß die Sonne sehen
auf das trübe, stumpfe Einerlei.

Karl Bröger.

Was ich für meine Kinder aus meinen Kindertagen lernte.

Von **Paul Hartwig.**

Wir waren zu Hause zwei Brüder. Um eine Unart waren wir nie verlegen. Ich weiß noch genau, daß Mutter die Strafen fein abwog. Sie war aber auch mit einem Uebel belastet, das leider den allermeisten Eltern eigen ist. Sie strafte, wie auch der Vater, manchmal in der ersten Aufregung. Da fiel wohl bisweilen die Strafe zu hart aus. Wir Jungen fühlten das. Und wenn wir einmal eine Dummheit verübt hatten, von der wir wußten, sie würde die Eltern schrecken, dann drohte ich Großer dem Kleinen: „Wehe dir, wenn du was verrätst!“ — Laßt mich erzählen welches Unheil die Furcht vor einer unüberlegten Strafe anrichtete!

Vor zwanzig Jahren. Wir Jungen mußten Kartoffeln aus dem Keller holen. Das taten wir gern. Da fuhren wir immer einige Male mit dem Wagen im schmalen Kellergang hin und her. Aber o weh! Eines Tages stießen wir bei dem Vergnügen die Rumflasche um, die in Krankheitsfällen im Haushalt Verwendung fand. Der Inhalt ergoß sich auf den Steinboden. Schnell waren Lappen geholt. Es wurde gewischt und getrocknet. Die Scherben verschwanden in der Aschgrube. Dem Kleinen wurde gedroht. Die Mutter erfuhr nichts.

Bald darauf wechselten wir die Wohnung. Wir zogen nur über die Straße. Die Möbel trug der Vater mit ein paar starken Männern. Kurz nach dem Umzuge erkrankte der Vater. Zum Schwitzen wollte ihm die Mutter ein bißchen Rum in den Fliedertee gießen. Da fehlte die Flasche. Die Eltern suchten. Wir Jungen auch. Die Flasche blieb weg. Am nächsten Tage kam der Schwager, der beim Umzuge mitgeholfen hatte. Ihm wurde der Verlust mitgeteilt. Er überlegte. Das muß der alte Erlerlieb gewesen sein. Er habe den allein im Keller getroffen, als dieser gerade Flaschen und Einlegetöpfe in eine Kiste zum Hinübertragen packte. Es bestand bald kein Zweifel mehr. Der Erlerlieb hatte den Rum heimlich getrunken. Viele böse Worte polterten. Wir Jungen kufften uns hinter der Tür und kicherten.

Als wir Tage später mit den Eltern spazieren gingen, begegneten wir dem Erlerlieb. Die Begrüßung des alten guten Freundes der Eltern war kalt. Ein paar kurze Worte wurden gewechselt. Dann schied man schon wieder. Der Alte wußte nicht, wie ihm geschah. Bald grüßte und sprach man sich überhaupt nicht mehr. Mutter raunte Vater nur immer ein paar Worte zu. Wir Jungen aber wurden rot bis hinter die Ohren. Unseretwegen wurde

Um zwei schöne Augen.

Roman von **H. Abt.**

(18. Fortsetzung.)

In Anbetracht ihrer geringeren äußerlichen Vorzüge hatte es die Mutter für richtiger befunden, bei ihr keinerlei höhere Bildungssphäre anzustreben, sondern ihre Talente sich im Rahmen der Küche und Plättstube entfalten zu lassen. Kostend führte sie nun einen Löffel des Gemüses zum Munde, dann nickte sie:

„Haste gut gekocht, die grünen Bohnen, Emma“ — und begann dem Gekochten Ehre anzutun.

Auf einmal aber ruhte der Löffel in ihrer Hand, und sie starrte vor sich hinaus.

Da draußen an der Promenade hatten sie ihre neue Villa, das Geschäft lag in der alten Stadt, wo die großen Handelshäuser alle waren. Wer wie sie von hier gebürtig war und mit hunderterlei Leuten zu tun hatte, der kannte natürlich auch den Namen Werneburgk und wußte, wie schwer der wog. Und nur zwei Söhne waren dort, nur zwei — da war der eine natürlich nicht auf sein Leutnantsgehalt angewiesen. Und der andere — bloß schon um dem sein angebotenes Schmerzensgeld heimzuzahlen, da möcht' sie's daß — daß — — —

Ein großes Stück Fleisch flog plötzlich auf Adeles Teller.

„Wirste wohl nich so in den Bohnen rumpickern wie 'n miesepeterichter Kanarienvogel! Da, das Fleisch ißte auf. Hohle Augen und 'n Gesicht wie ein weißer Käse, damit fang mir nicht an.“

VI.

Der nachgesuchte Urlaub war ihm anstandslos bewilligt worden, und in Voraussetzung dessen hatte der Konsul Heinz ein Couvert eingehändigt, darin das ihm zur Verfügung gestellte Reisegeld sich befand — eine überaus generös bemessene Summe, die ihm für die Zeit seiner Verbannung keinerlei Beschränkung auferlegte. Oder war der Vater vielleicht der Meinung, er habe zuvor noch andere Verbindlichkeiten zu erledigen?

Mit finster zusammengezogenen Brauen starrte Heinz vor sich hin. Er saß in der Kaserne im Zimmer eines Kameraden, auf dessen Rückkehr er wartete. Aber sein Warten auf den andern, von dem er wußte, daß er so bald nicht kam, war nur ein Vorwand, um über die Zeit hinwegzukommen, um jetzt noch nicht nach Haus zu müssen, Herta mit irgend einer Erfindung seine Reise mitzuteilen, seine Sachen zu packen und seine gnädige Strafe anzutreten.

Er sprang auf. Warum zauderte er eigentlich noch, statt sein Fortgehen, nach dem er doch verlangte, zu beschleunigen? Wurde ihm sein „Lebewohl“ von Herta so schwer, oder das — „auf Wiedersehen“? —

Er riß die Ulanka sich straffer herab, griff nach der Mütze, verließ die Stube und eilte über die langen Korridore der Kaserne dem Ausgang zu.

Dort händigte der Pförtner ihm einen Brief aus, der für den Leutnant Werneburgk mit der Post gekommen war.

Draußen auf dem Kasernenhof betrachtete Heinz den Brief. Er trug den Stadtpoststempel und zeigte auf elegantem Umschlag gewöhnliche Schriftzüge. Eine weibliche Schrift. Einen Augenblick zuckte es ihm durch den Sinn: Adele! Dann war es ihm, als müßte er ihre kleine, weiche Hand an die Lippen ziehen, abbittend dafür, daß er diese groben, unschönen Zeichen mit ihr in Verbindung gebracht. Und dann kam ihm so ein ganz impulsives, zwingendes Empfinden: Zerreiß den Brief und wirf ihn ungelesen von dir!

Eine Sekunde später hatte er das Couvert erbrochen, den dicken Elfenbeinbriefbogen entfaltet und las. Auf einmal taumelte er rückwärts, wie von einem Schlag vor die Stirn getroffen, dabei fuhr die Hand ihm nach der Waffe, als wollte er die aus der Scheide reißen. Und dann las er noch einmal:

„Geehrter Herr Leutnant!

Wenn Ihre Angehörigen es in der Ordnung finden, einem unbescholtenen Mädchen Geld dafür anzubieten, daß sie nichts mehr mit Ihnen zu tun haben will, so sage ich Ihnen als Mutter: Wenn Sie diesem unbescholtenen Mädchen, das Ihretwegen schon genug Kummer leidet, noch mehr Herzeleid zufügen lassen, dann — — — das übrige mögen Sie sich selber sagen!

Hochachtungsvoll
Frau Eberhardine Nuding.“

„Infam! Infam!“

Nur immer das eine Wort knirschte er, und dann stürmte er davon. Das Blut schlug ihm in den Schläfen, als wollte es die zersprengen. Als müßte er etwas tun, das alles, was er bisher gelebt, unter die Füße trat, das denen, die diese Infamie angezettelt, ein für allemal das Recht entriß, nach seinem Leben die Hand zu strecken, so war's ihm zumute. Dabei brannte des Bruders Name in ihm wie fressendes Feuer. Lothar — das war Lothar! Wenn er jetzt ihn fand, und es war Wahrheit, dann — und wär' er tausendfach sein Bruder — dann gnad' ihm Gott!

In eine Droschke sprang er hinein, fuhr hin in das Geschäftshaus, wo um diese Stunde Lothar zu sein pflegte. Er fand ihn nicht in den Kontorräumen.

Der Herr Konsul wäre vor kurzem dagewesen, und die beiden Herren hätten sich zusammen nach den Speichern begeben, sagte der Buchhalter.

Ueber den großen Lagerhof zu den Warenspeichern hinüber, eilte Heinz, die beiden zu suchen — die beiden — auch seinen Vater. Er fand sie nicht. Die Herren wären vor ein paar Minuten zusammen fortgegangen, wohin wisse er nicht, berichtete der Packmeister.

(Fortsetzung folgt.)

ja dieser Alte für seinen guten Willen, seine fleißige Mithilfe beim Umzug unschuldig des Diebes bezichtigt. Lange Zeit schreckte uns vor dem Einschlafen dieser entsetzliche Gedanke.

Und heute ist der Erlerlieb schon lange tot. Die Eltern wähnen in ihm noch immer den Dieb. Sie werden auch die Wahrheit nie erfahren. Wir schämen uns viel zu sehr und dürfen ihnen das Herzeleid nicht zufügen, daß sie den Freund unschuldig verachtet haben. Und alles, weil wir fürchteten, wir brächten unsere Mutter ob unserer Unart in Aufregung, die unsere Strafe zu hart werden lassen konnte.

Deshalb, Eltern! Straft nicht unüberlegt! Ihr verliert sonst euer Kinder Vertrauen und hinter eurem Rücken häufen sich Unrecht und Lug.

Bessere Frauen.

Chojny! Graue Häuserwände, stinkende Höfe, schmutzige Straßen — Proletarierheimat. Vor mir drei „vornehme" Damen im Kostüm der Mode. Wer weiß, welcher Zufall sie in diese Gegend geführt hat. Sie tändeln des Weges dahin, sprechen über Belanglosigkeiten, über ihre Kleidersorgen. Das große Elend überall, das sehen sie kaum. Dreckige, unterernährte Kinder, am Rinnstein spielend, hungernde alte Frauen, nach Abfällen den Müll durchsuchend — dafür haben sie keine Augen. Sie wollen nicht sehen. Ein kleiner Spitz läuft über den Weg, das eine Vorderpfötchen ist verbunden. Die Damen liebkosen das Hündchen minutenlang, denn solch ein „entzückendes Wesen" haben sie noch nicht gesehen. Ein armer, kleiner Junge kommt hinzu. Seit etwa sechs Jahren scheint er erst in die Welt zu gucken, was sein brennendes Interesse an dem Ereignis erklärt. Er will auch mal streicheln. Doch dazu kommt er nicht. Kaum hat er sich der Gruppe hinzugesellt, gehen die Damen instinktiv weiter, sozusagen peinlich berührt. Der Hund, froh, endlich frei zu sein, läuft davon, und stehen bleibt allein tränendes Auges ein armes Proletarierkind. Und es wollte doch nur mal streicheln . . .

* * *

Ich wohne in einem Hause, dessen Bewohner sämtlich tief gekränkt wären, wenn man an ihrer Gutbürgerlichkeit zweifelte. Meine Stubennachbarin bezeichnet sich grundsätzlich nur als „bessere Witwe". Wenn sie einen alten Regenschirm zu verkaufen hat, dann inseriert sie bestimmt: „Bessere Witwe hat einen alten Regenschirm zu verkaufen." Im übrigen weiß ich gar nicht, ob sie überhaupt einen alten Regenschirm besitzt. Ein Kind hat sie jedenfalls, aber kein „besseres Kind" nach ihrer Aussicht, denn sie zankt mit ihm den ganzen Tag. Durch die dünne Wand höre ich jedes Wort, das sie mit ihm spricht. Neulich Nacht passierte dem armen Wurm etwas Menschliches, etwas, was in allen Kinderkreisen vorkommen soll. Erst schrie die „bessere Witwe" ihr Kind in der gemeinsten Weise an, dann haute sie es nach Leibeskräften durch und krönte diese hervorragende pädagogische Maßnahme zum Schluß mit den Worten: „Wenn du weinst, du gemeines Gör, dann schlage ich dich tot!" Seitdem überlege ich mir immer, wo der Unterschied ist zwischen der „besseren Witwe" und der gewöhnlichen Witwe aus dem Volk. Es ist sehr schwer, sich so ohne weiteres zurecht zu finden. B. V.

Ein Richter über die freie Ehe.

Ein Richter in Boulogne wies jüngst die Ehrenbeleidigungsklage eines Mädchens, dem man naserümpfend nachgesagt hatte, daß sie mit einem Manne zusammenlebe, und zwar mit folgender Begründung ab: „Der gegen ein junges Mädchen erhobene Vorwurf, mit einem jungen Manne zusammenzuleben, schließt den Tatbestand einer Verächtlichmachung nicht in sich. Das auf beiderseitigen freien Willen gegründete Zusammenleben ist tatsächlich, besonders seit dem Kriege, eine häufige Erscheinung, und diese freie Vereinigung bietet Vorteile, wenn sie auch von gewissen Kreisen nicht anerkannt werden. Sie läßt andererseits keineswegs den Schluß zu, daß die betreffenden Personen deshalb notwendigerweise zweifelhafter Sitten schuldig wären." Allen denen, die sich in die internste Angelegenheit anderer im Namen der Religion oder der bürgerlichen Moral zu mischen pflegen, sei die Beherzigung dieses Urteilspruches empfohlen.

Delila und ihr Simson.

Die Geschichte wiederholt sich ständig, und sogar die biblische Geschichte. In diesem Fall handelt es sich um eine sehr drollige Abwandlung der alten Legende von Simson und Delila. Ein Geschäftsreisender, der sich vorübergehend in Berlin aufhielt, traf auf einem Abendbummel in der Friedrichstraße ein Mädchen, das sich ihm gern anschloß. Man besuchte gemeinsam eine Anzahl Lokale. Als man endlich ein Hotel aufsuchte, war der Mann so betrunken, daß er gleich einschlief. Am nächsten Morgen war er nur noch allein im Zimmer. Als er sich erhob und, wie gewöhnlich, seinen schönen schwarzen Vollbart streichen wollte, entdeckte er zu seinem Schrecken, daß er dieses Mannes Zierde, auf die er nicht wenig stolz gewesen war, nicht mehr besaß. Im Spiegel erkannte er sich kaum noch wieder. Seine Begleiterin war wohl, da sie in seiner Brieftasche nur noch 15 Mark fand, sehr enttäuscht und hatte sich dafür gerächt. Während er schlief, hatte sie ihm den ganzen Bart einschließlich des Schnurrbartes abgeschnitten und ihn dann noch eingeseift und glatt rasiert. Leider kann der also „eingeseifte" Herr seine Begleiterin nicht beschreiben. Er weiß auch nicht mehr, wo er überall mit ihr gewesen ist.

Ein Baum, der Menschen frißt.

Ein amerikanischer Forschungsreisender, Dr. Salomon Osborn, hat kürzlich unter dem Titel: „Madagaskar, das Land der menschenfressenden Bäume", eine Reiseschilderung veröffentlicht, in der er erzählt, wie er überall unter den wilden Stämmen der Insel auf sonderbare Legenden traf, die zu erzählen wußten, daß es weit in den Dschungeln einen Baum geben soll, der sich von Menschen nähre. In dem erwähnten Buche wird auch ein Brief des Botanikers Liche wiedergegeben. Liche gibt eine Beschreibung des Baumes und sagt, daß er selbst Zeuge eines religiösen Aktes gewesen sei, bei dem die Mitglieder eines Eingebornenstammes dem fürchterlichen Baum einen Menschen geopfert hätten. Manche Stämme betrachten ihn sogar als eine Gottheit und sorgen dafür, daß der Hunger des Raubtierbaumes gestillt wird. Nach Liche ähnelt der Stamm des Baumes einem riesengroßen Tannenzapfen, von dessen Spitze sich vier unglaublich große Blätter zur Erde senken. Diese Blätter sind vier Meter lang und einen Meter breit, hart wie Leder und zwanzig bis vierzig Zentimeter dick. Die Oberseite ist mit großen spitzen Dornen versehen. In der Krone des Baumes sitzen zahlreiche Blüten, aus denen beständig ein stark duftender, fast betäubender Saft tropft. Liche will nun mit eigenen Augen gesehen haben, wie ein Volksstamm eine Frau zwang, an dem Baum hinaufzuklettern und aus einer der tassenähnlichen Blüten zu trinken. Kaum hatte sie eine der Blüten berührt, so erhoben sich die vier großen Blätter und schlossen sich um sie zusammen. Dann blieben sie zehn Tage lang geschlossen, und als Liche einige Tage später an dem Baum vorbeiging, lagen auf dem Boden einige Knochen wie eine Erinnerung an das Menschenopfer, das man dem unheimlichen Baum gebracht hatte.

Humor.

Entgewerkschaftlichung.

Ein gewerkschaftlich nicht organisierter Mann tritt in eine Fleischerei, um einen Kalbskopf zu kaufen. Als der Fleischergeselle den Kopf einwickelt, bemerkt der Kunde eine Inschrift, die besagt, daß dies ein Laden der organisierten Arbeiter sei.

„Sagen Sie," forscht der Kunde, „ist dies auch Gewerkschaftsarbeit?"

„Jawohl, mein Herr," erwidert der Fleischergeselle.

„O, ich bin kein Freund der Gewerkschaften und möchte auch keine Gewerkschaft haben."

„Ich kann die Ware leicht entgewerkschaftlichen," beruhigte der Fleischergeselle, nahm den Kalbskopf und verschwand in dem Raum hinter dem Laden. Nach einigen Augenblicken kehrte er zurück und bemerkte: „So, jetzt ist's in Ordnung."

„Wie haben Sie das gemacht?" fragte der Kunde.

„Sehr einfach, ich nahm das Hirn heraus."

Der Prinzenerzieher.

Erzieher: Wie nennt man das Meer zwischen Ostasien und dem westlichen Amerika?

Prinz (schweigt).

Erzieher: Sehr richtig. Den stillen Ozean.

Die Glatze.

„Na, Kleiner, wie willst du deine Haare geschnitten haben?"

„Mit einem Loch oben, wie Papa!"

Boshaft.

Er: „Deine Freundin Betty ist sehr langsam!"

Sie: „Gewiß, sie hat auch dreißig Jahre gebraucht, um zwanzig alt zu werden."

Sprichwörter.

Lehrer: Nenne mir mal ein Sprichwort, Hans.

Hans: Aller Anfang ist schwer.

Lehrer: Und du auch eins, Fritz.

Fritz: Morgenstunde hat Gold im Munde.

Lehrer: Und du, Otto?

Otto: So Pleite — so Pleite!

Aus erster Ehe.

Gerichtsvollzieher: „Die Kuh beim Huberbauern habe ich nicht pfänden können."

„Warum denn nicht?"

„Sie stammt aus erster Ehe!"

Poesie und Prosa.

„Weißt, Weiberl, wenn ich so in den herrlichen See hineinblicke, dann muß ich immer daheim an unseren Kaffee denken."

„Na, wieso denn?"

„Ja, da kann man auch bis auf den Grund sehen."

„Kolossal, wie sich Ihre Zwillinge ähneln, Frau Schulze, wie kennen Sie sie auseinander?"

„Sehr einfach, dem einen ist der Blinddarm rausgenommen."

*

Auf einer Station hat der Zug Aufenthalt. Vor der Abfahrt wirft der Schaffner die Tür zu, diese springt aber sofort wieder auf, da einer der Reisenden den Fensterriemen zwischen Tür und Angel geklemmt hat. Der Schaffner versucht noch einmal vergebens, die Tür zuzuwerfen. Endlich schreit er erbost: „Wenn Se aber nu nich die Finger wegnehmen, melde ich's dem Zugführer!"

Die Stadt Posen und deren Minderheiten.

Es war im Anfange des XIII. Jahrhunderts, als sich die ersten Deutschen in Posen auf Wunsch der großpolnischen Herzöge Przemyslaw und Boleslaw, ansiedelten. Sie brachten verschiedene Handwerke und auch einige Bildung mit sich, die aber zu damaliger Zeit auch nicht höher stand, als diejenige der polnischen Stadtbewohner.

Nichtsdestoweniger aber zeichneten sie sich durch unermüdlichen Fleiß, der schon ihren Vorfahren eigen war, aus und hielten sich fast drei Jahrhunderte lang abseits der Polen.

Langsam fielen sie aber doch der Polonisierung anheim und ergaben sich dem Einflusse der Mehrheit.

Daher sind von den Deutschen, die von Przemyslaw I. ins Land gerufen wurden und die sich in Posen niedergelassen haben, im Anfang des XVI. Jahrhunderts kaum noch Spuren in den Namen übrig geblieben. Viele Umstände trugen aber dazu bei, daß die deutsche Nationalität in Posen niemals ganz verschwand.

Das Magdeburger Recht war eines der großen Lockmittel für die Deutschen, sich in Polen niederzulassen. Und so kam eine deutsche Familie nach der anderen aus Deutschland und machte sich in Polen ansässig. Der Zustrom dauerte vom XV. bis zum XVI. Jahrhundert an, bis sich die Jesuiten in Polen ausbreiteten. Die Verfolgungen setzten ein. Viele Familien wurden vertrieben, und neuen Ansiedlungen der Deutschen in Posen setzten die Jesuiten energischen Widerstand entgegen.

Langsam verschwand wieder die deutsche Sprache von der Kanzel, aus allen Magistrats-Verhandlungen. Und dafür wurde die polnische Sprache eingesetzt. So dauerte diese Abnahme des Deutschtums in Posen bis zum Anfang des XVIII. Jahrhunderts.

In dieser Zeit begannen sich die Deutschen, die sich in Polen unter der Regierung eines Herrschers ihrer Nationalität alle möglichen Vorteile versprachen, aufs neue in Posen anzusiedeln. Im allgemeinen waren die Deutschen zumeist Kaufleute, Gerber, Schuhmacher, Goldschmiede und Uhrmacher.

Die Juden.

Die Ansiedelung der Juden in Posen begannen Ausgang des XIV. Jahrhunders. Die Urbewohner Posens oder die Polen nahmen die neuen Ankömmlinge, die nicht unter dem Schutze des Magistrats standen, nicht gerade freundlich auf, wiesen ihnen eine besondere Straße als Wohnsitz an und wußten ihnen alles Mögliche in den Weg zu legen, um die Ausbreitung der Juden zu unterbinden.

Seit dieser Zeit besteht der Kampf der Bewohner Posens mit den Juden, der nicht selten mit einem großen Blutbade endete. Die Mitglieder jeder anderen Nation würden sofort, wenn auch nicht das ganze Land, so doch den Ort verlassen haben, wo man sie so grausam verfolgte.

Anders jedoch die Juden: Sie blieben mit der Ueberzeugung in Posen, daß sie durch unwandelbare Ausdauer den Zeitgeist überwinden würden. Der Haß aber gegen die Juden erkaltete keinesfalls. Im Jahre 1468 warf sich der Pöbel bei einem Brande, der in der den Juden gehörigen sogenannten Tuchmacherstraße entstanden war, und der u. a. auch die Dominikanerkirche und das Kloster in Asche legte, auf die jüdischen Häuser, plünderte dieselben und schlug einige zwanzig Juden tot. Kazimir, der Jagiellone, bestrafte die Stadt deshalb mit zweitausend Dukaten.

Im Jahre 1520 ging man daran, den Juden den Kleinhandel zu verbieten. Als dieses Verbot aber wenig oder garnicht half, rief der Magistrat die Juden vor die königlichen Gerichte, wo ihnen ein Gesetz diktiert wurde, das den damaligen jüdischen Einwohnern Posens fast jede Lebensmöglichkeit nahm.

Trotz solcher und verschiedener anderer Maßnahmen gegen die Juden, besaßen diese schon in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts 49 massive Häuser, eröffneten in der Stadtmitte und am Markte Läden und wurden darin vom Adel unterstützt. Durch Stefan Batory erhielten die Juden ihre Handelsfreiheit wieder und gar besondere Vorrechte.

Der Haß des Mehrheitsvolkes gegen diese Bürger der vorgenannten Nationalitäten wurde mit der Wiedergeburt unseres Landes auch wiedergeboren nnd größer denn je lodert die Flamme des Hasses gegen die Deutschen und Juden auf. Was in Lodz der „Rozwój", ist in Posen der „Kurjer Posnanski". Diese Zeitung hat eine Liste sämtlicher noch jetzt in Posen befindlicher jüdischer Kaufleute zu veröffentlichen und hetzt tagein, tagaus in verwerflichster Weise gegen Deutsche und Juden.

Heute, wo die deutsche Bevölkerung Posens kaum 5 bis 8 Prozent ausmacht, wo nur noch die Polen das Recht haben, den Handel zu führen und exbeliebige Preise zu machen, wo die Juden nur noch einen ganz kleinen Bruchteil der Einwohner Posens bilden, heute, nach Jahrhunderten, sehen wir denselben Kampf der Hurraleute.

Aber gelassen, wie vor Jahrhunderten, müssen auch heute die durch die Not vereinten Völker der Deutschen und Juden, dem Feinde tapfer die Stirn bieten, und gemeinsam diejenigen bekämpfen, denen daran liegt, nicht aufzubauen, sondern zu zerstören.

Die Deutschen in Posen bilden ein kleines Häuflein, aber sie sind ein Herz und eine Seele. Sie sind sich dessen bewußt, daß sie einen schweren Kampf zu bestehen haben. Ebenso die Juden, denn auch sie wissen, daß ihnen noch so manches von den Chauvinisten beschert wird.

Arthur H. Lobusch, Lodz.

Ein Buch über die Juden in Rußland.

Der jüdische sozialistische Schriftsteller A. Rozin (Ben-Adir) hat ein Buch über die Lage der Juden in Ssowjetrußland veröffentlicht. In zwei Kapiteln spricht er über den Einfluß der Ssowjetordnung auf die russische Judenschaft. Einerseits geht die Ssowjetregierung energisch gegen die Pogroms vor, andrerseits organisiert sie einen „ökonomischen Pogrom", indem sie die handelnden und gewerbetreibenden Juden ruiniert. Politisch genießen die Juden die weitgehendste Gleichberechtigung, aber die Grundlagen ihrer materiellen Existenz sind erschüttert. Die Pogroms und das Bandenwesen haben die Fühlung der Juden mit der russischen Bauernschaft unterbrochen, die Juden sind gezwungen, die kleinen Marktflecken zu verlassen und in die großen Zentren von Handel und Industrie zu gehen, wo sie sich proletarisieren und wo sie physisch und moralisch entarten. Die Sterblichkeitsziffer unter ihnen erreichte in der letzten Zeit eine nie gewesene Höhe.

An die Leser der „Lodzer Volkszeitung".

Einführung einer graphologischen Ecke.

Bedeutung der Graphologie.

Es ist allgemein bekannt, daß jeder Mensch in seinen Bewegungen individuelle Eigenschaften besitzt. So hört schon die allein zu Hause sitzende Frau an dem Klang des Tritts den herannahenden Gatten. Hauswächter sind so geübt, daß sie am Ton der elektrischen Klingel genau erkennen, welcher von den Hausbewohnern den Knopf gedrückt hat. Dieses und viele ähnliche Erscheinungen beruhen auf Charaktereigenschaften, die den einen Menschen vom andern unterscheiden. Der Charakter des Menschen bestimmt jede seiner Handlungen nicht nur allein in moralischer Hinsicht, sondern auch von der rein mechanischen Seite. Am auffälligsten tritt dies in der Handschrift hervor. Wie es keine zwei ganz gleichen Charaktere gibt, so ist es auch noch nicht vorgekommen, daß zwei Menschen eine vollständig gleiche Handschrift gehabt hätten.

Viele denkende Menschen haben bereits die Handschrift zum Gegenstande eines eingehenden Studiums gemacht, und sind in der Lage, treffende Deutungen zu geben. Uns sind Geschäftsleute bekannt, die bei Bewerbungen auf gute Zeugnisse gar nicht achten, sondern den Bewerber erst dann anstellen, wenn sie eine ausführliche günstige Deutung seiner Handschrift von einem tüchtigen Graphologen in Händen haben. Natürlich wird dieses dem Angestellten nicht offenbart.

Die Graphologie (das griechische Wort heißt deutsch Handschriftendeutung) spielt heute schon eine bedeutende Rolle. Die Handschrift gilt als Spiegel des Charakters. Wer eine wissenschaftliche Aufklärung haben möchte, beachte folgendes. Die Zellen, aus denen der menschliche Körper besteht, haben bei jedem Menschen gewisse Vibrationseigentümlichkeiten. Beim Schreiben teilen sich die Vibrationen des Körpers den Molekülen mit, die die mit Tinte geschriebenen Buchstaben bilden. Versuche mit Hilfe feiner physikalischer Apparate haben gezeigt, daß die Blutvibrationen des Schreibers mit denen seiner Schrift identisch sind.

Um den Wünschen vieler unserer Leser nachzukommen, einen

graphologischen Briefkasten

in den Spalten unseres Blattes zu eröffnen, hat die Schriftleitung hierfür einen in der Graphologie hervorragend ausgebildeten Herrn gewonnen. Leser, die ihre eigene oder die Handschrift anderer Personen deuten lassen wollen, können dies von jetzt ab durch die „Lodzer Volkszeitung" tun. Hierzu ist erforderlich:

1) Einsendung in einem Briefumschlag mit der Aufschrift „Graphologischer Briefkasten" von etwa 20 mit Tinte ungezwungen geschriebenen Zeilen (keine Kalligraphie), wenn möglich mit Unterschrift. Am besten eignen sich Schriftstücke älteren Datums (Briefe).
2) Angabe eines Stichwortes, unter dem die Deutung in einer der nächsten Nummern erscheint.
3) Beifügung von Zl. 1 für Unkosten.

In der abgelaufenen Woche wurden uns einige Einsendungen übergeben. Die Antworten werden in der nächsten Sonntagsnummer abgedruckt.

Die Einsendungen (Schriftproben) sind unter dem Vermerk „Graphologische Ecke" an die Adresse „Lodzer Volkszeitung", Lodz, Zamenhofa 17, zu richten.

Lodzer Volkszeitung
Die Schriftleitung.